Kriegs-Echo

Nr. 84 Wochen-Chronik 10 Pf. (15 Heller)

17. März 1916 Ullstein & Co

Portugal und England

Das Unglück Portugals war seine unvergleichlich günstige Lage für den Ueberseeverkehr. Diese zog ihm die Freundschaft Englands in einem so heftigen Grade zu, daß es kaum ein europäisches Land gibt, dessen Zustände stärker die Züge von Ohnmacht und Zerrüttung trügen. Ein Blick auf die Karte Europas zeigt die Aehnlichkeit der Lage mit Belgien, für das England ja ebenfalls so innig besorgt ist, daß es lieber seinen Ruin sieht, als eine engere Verbindung mit dem natürlichen Hinterland. Denn seit es englische Großmachtpolitik gibt, war es stets ihr weit vorausschauendes Ziel, die Küstenentwicklung starker Völker zu verkrüppeln und die wichtigsten Häfen entweder in eigene Hand zu nehmen oder sie möglichst schwachen Nationen anzuvertrauen, für die dann jeweils England „als Schützer der kleinen Staaten" einzutreten bereit war.

Der Grund zu der englisch-portugiesischen Freundschaft, bei der die Lasten und die Vorteile vom ersten Tag an so verteilt waren, daß alle Lasten auf das kleine Portugal, alle Vorteile auf das edelmütige Britannien entfielen, wurde im Mai 1703 durch die Kanonen eines englischen Geschwaders gelegt. Gegen eine so überzeugende Beweisführung vermochten die Enkel der Männer, die zwei Jahrhunderte zuvor Indien erworben und die gesamte Neue Welt mit den Spaniern schiedlich-friedlich geteilt hatten, nichts vorzubringen. So schnell und so tief war der Fall einer Nation, die überseeischen Handelsinteressen nachging ohne die Grundlage einer ausreichenden Seemacht. Pombal versuchte fünfzig Jahre später noch einmal das Unmögliche, den englischen Druck zu erleichtern und das Volk auf die eigene Kraft zu stellen. Es war nur ein Zwischenspiel. Denn England weiß seine Beute festzuhalten. In dem zwanzigjährigen Krieg, den es gegen Napoleons gesamteuropäische Macht führte, spielte Portugal getreulich die ihm zugedachte Rolle eines Brückenkopfes. Das verschanzte Lager von Torres Vedras bei Lissabon, das Wellington gegen Napoleons Feldherren dank der britischen Seebeherrschung erfolgreich verteidigte, hat viel zu dem Sturz des Gewaltigen beigetragen. So groß war der Eifer, die kleine Nation von den bösen Franzosen zu erretten, daß die Engländer gar nicht wieder aus Portugal fort wollten und einen Aufstand des Volkes 1817 blutig niederschlugen, aus Freundschaft natürlich. Ein neuer großer Aufstand 1820 überzeugte aber schließlich die Londoner Regierung, daß es besser sei, dem halsstarrigen Volk, das die Segnungen der englischen Herrschaft so gar nicht einsehen wollte, einen Schein von Freiheit zu lassen. Die britischen Truppen zogen ab, das britische Joch aber blieb und drückte die breiten Schichten immer tiefer in Armut und Unwissenheit,



Der Besuch des Zaren Ferdinand im Großen Hauptquartier
Kaiser Wilhelm in bulgarischer Uniform
Phot. M. Steckel, N. P. G.

hinab, zum willenlosen Werkzeug gekaufter Generale und Parteileute, die allmählich aus dem an Naturgütern reichen Land ein europäisches Gegenstück der Negerrepubliken von San Domingo und Haiti machten. Das genauere Studium dieser Geschichte eines Volkes, das sich England im ganzen gutwillig und gutgläubig unterwarf, könnte den derzeitigen „Bundesgenossen" des insularen Imperatenvolkes recht nützlich sein, wenn sie imstande wären, daraus eine Lehre zu ziehen.

Uns genügt es, zu wissen, daß die Leute, die augenblicklich nach einem blutigen Staatsstreich englischer Mache in Lissabon die Scheinherrschaft ausüben, am 23. Februar den letzten Rest von Scheu abgelegt und sich offen in den Dienst der englischen Kriegführung gestellt haben. Die Beschlagnahme der deutschen Handelsschiffe, die in den Häfen von Lissabon, Oporto, St. Vincent, Loanda, Madeira, Lorenzo Marques, Fayal, Mormugao, Mozambique, St. Michael und St. Ubes seit Kriegsbeginn das Gastrecht genossen, war eine brutale und feige Herausforderung des Deutschen Reiches, die nur deshalb bei uns keine tiefere Entrüstung erregte, weil man von vornherein wußte, daß Herr Affonso Costa und die anderen Helden nur auf Befehl ihrer Londoner Vorgesetzten handelten.

Die deutsche Kriegserklärung vom 9. März gab dem bereits bestehenden Zustand die völkerrechtliche Prägung. Sie machte vor allem dem englischen Plan ein Ende, die geraubten deutschen Schiffe unter dem Schutz von Portugals höchst „neutraler" Flagge zu verwenden. Darüber hinaus stellt sie die Zukunft des Landes unter die Entscheidung des Schwertes. Daß England etwa einen Finger rühren würde, um sein Opfer vor den Folgen seines verhängnisvollen Schrittes zu bewahren, erwarten die Leute in Lissabon wohl selber kaum. Sie wissen ja doch, daß die Londoner Regierung im Jahre 1898 und dann wieder 1913 die afrikanischen Kolonien Portugals an Deutschland verhandeln wollte, als wären sie sein Eigentum. Auch heute würde England keine Sekunde zögern, aus den portugiesischen Vasallen ein „Kompensationsobjekt" zu machen.

Die einzige Rettung für Portugal wäre die völlige Niederlage Englands. Sie würde eine — weitere oder engere — Verbindung mit Spanien ermöglichen, von dem das Land des Tajo nur durch eine geflissentlich geschürte Erbfeindschaft — das alte Rezept! — getrennt ist, während beide vereint eine Großmacht bilden würden, die im Mittelmeer und im Atlantischen Ozean sich die volle Gleichberechtigung mit Frankreich und Italien erringen könnte. Wir sind großmütig genug, dem so tief erniedrigten portugiesischen Volk diese rettende Niederlage zu wünschen.

Die deutsche Kriegserklärung

Am 9. März überreichte der deutsche Gesandte Dr. Rosen, in Lissabon folgende Note der deutschen Regierung:

„Seit Kriegsbeginn hat die portugiesische Regierung durch neutralitätswidrige Handlungen die Feinde des Deutschen Reiches unterstützt. Englischen Truppen wurde in vier Fällen der Durchmarsch durch Mozambique gestattet. Die Versorgung deutscher Schiffe mit Kohlen wurde verboten. Ein neutralitätswidrig ausgedehnter Aufenthalt englischer Kriegsschiffe in portugiesischen Häfen wurde zugelassen, England die Benutzung Madeiras als Flottenstützpunkt gewährt. Der Entente wurden Geschütze und Kriegsmaterial der verschiedensten Art, England überdies ein Torpedobootszerstörer verkauft. Deutsche Kabel wurden unterbrochen. Das Archiv des Kaiserlichen Vizekonsuls in Mossamedes wurde beschlagnahmt. Expeditionen wurden nach Afrika entsandt und offen als gegen Deutschland gerichtet bezeichnet. An der Grenze von Deutsch-Südwest-Afrika und Angola wurde der deutsche Bezirksamtmann Dr. Schultze-Jena sowie zwei Offiziere und Mannschaften durch eine Einladung über die Grenze nach Naulila gelockt, dort am 19. Oktober 1914 für verhaftet erklärt und, als sie sich ihrer Festnahme zu entziehen versuchten, zum Teil niedergeschossen, die Ueberlebenden mit Gewalt gefangen genommen. Retorsionsmaßnahmen unserer Schutztruppe folgten. Von Deutschland abgeschnitten, handelte die Schutztruppe in der durch das portugiesische Vorgehen hervorgerufenen Annahme, daß Portugal sich mit uns im Kriegszustande befinde. Die portugiesische Regierung remonstrierte wegen der letzteren Vorgänge, ohne die ersten zu erwähnen, und beantwortete unser Verlangen, uns mit unseren Kolonialbehörden einen ungehinderten chiffrierten Telegrammverkehr zwecks Aufklärung des Sachverhalts zu verschaffen, überhaupt nicht. Während der Kriegsdauer ergingen sich, unter mehr oder weniger offenkundiger Begünstigung durch die portugiesische Regierung, Presse und Parlament in gröblichen Beschimpfungen des deutschen Volkes. In der Kammersitzung vom 23. November 1914 sprach der Führer der Partei der Evolutionisten in Gegenwart fremder Diplomaten sowie der portugiesischen Minister schwere Beleidigungen gegen Deutschland aus, ohne daß ein Einspruch seitens des Kammerpräsidenten oder eines Ministers erfolgt wäre. Der Kaiserliche Gesandte erhielt auf seine Vorstellungen nur die Antwort, daß der betreffende Passus im offiziellen Sitzungsbericht nicht enthalten sei.

Wir haben gegen diese Vorgänge in jedem Einzelfalle protestiert sowie verschiedentlich die ernstesten Vorstellungen erhoben und die portugiesische Regierung für alle Folgen verantwortlich gemacht. Eine Remedur erfolgte jedoch nicht. Die Kaiserliche Regierung hatte gleichwohl in langmütiger Würdigung der schwierigen Lage Portugals es bisher vermieden, ernstere Konsequenzen aus dem Verhalten der portugiesischen Regierung zu ziehen.

Am 23. Februar erfolgte auf Grund eines Dekrets vom gleichen Tage ohne vorherige Verhandlung die Beschlagnahme der deutschen Schiffe. Diese wurden militärisch besetzt und die Mannschaften von Bord geschickt. Die Kaiserliche Regierung hat gegen diesen flagranten Rechtsbruch protestiert und die Aufhebung der Beschlagnahme der Schiffe verlangt. Die portugiesische Regierung hat das Verlangen abgelehnt und ihre Gewaltmaßregel durch Rechtsausführungen zu begründen versucht. Sie geht davon aus, daß unsere durch den Krieg in den portugiesischen Häfen festgelegten Schiffe infolge der Festlegung nicht dem Artikel 2 des deutsch-portugiesischen Handels- und Schiffahrtsvertrages, sondern ebenso wie anderes im Lande befindliches Eigentum der unbeschränkten Gebietshoheit und damit dem unbeschränkten Zugriff Portugals unterlägen. Weiterhin aber meint sie, sich innerhalb der Grenzen dieses Artikels gehalten zu haben, da die Requisition der Schiffe einem dringenden wirtschaftlichen Bedürfnis entspräche, auch in dem Beschlagnahmedekret eine später festzusetzende Entschädigung vorgesehen sei. Diese Ausführungen erscheinen als leere Ausflüchte. Der Artikel 2 bezieht sich auf jede Requisition deutschen, in portugiesischem Gebiet befindlichen Eigentums, so daß es dahingestellt bleiben kann, ob die angebliche Festlegung der deutschen Schiffe in portugiesischen Häfen ihre Rechtslage verändert hat. Den genannten Artikel hat aber die portugiesische Regierung nach doppelter Richtung verletzt. Einmal hat sie sich bei der Requisition nicht in den vertraglichen Grenzen gehalten, da Artikel 2 die Befriedigung eines staatlichen Bedürfnisses voraussetzt, während die Beschlagnahme offenbar unverhältnismäßig mehr deutsche Schiffe getroffen hat, als zur Beseitigung des Schiffsraummangels für Portugal erforderlich war. Sodann aber macht der Artikel die Beschlagnahme der Schiffe von einer vorhergehenden Vereinbarung mit den Beteiligten über die zu bewilligende Entschädigung abhängig, während die portugiesische Regierung nicht einmal versucht hat, sich mit den deutschen Reedereien unmittelbar oder durch Vermittlung der deutschen Regierung zu verständigen. Das ganze Vorgehen der portugiesischen Regierung stellt sich somit als ein schwerer Rechts- und Vertragsbruch dar.



Die portugiesische Regierung hat durch dieses Vorgehen offen zu erkennen gegeben, daß sie sich als **Vasallen Englands** betrachtet, der den englischen Interessen und Wünschen alle anderen Rücksichten unterordnet. Sie hat endlich die Beschlagnahme der Schiffe unter Formen vollzogen, in denen eine **beabsichtigte Herausforderung Deutschlands** erblickt werden muß. Die deutsche Flagge wurde auf den deutschen Schiffen niedergeholt, die portugiesische Flagge mit Kriegswimpel gesetzt. Das Admiralsschiff schoß Salut.

Die Kaiserliche Regierung sieht sich gezwungen, aus dem Verhalten der portugiesischen Regierung die notwendigen Folgerungen zu ziehen. Sie betrachtet sich von jetzt ab als mit der **portugiesischen Regierung im Kriegszustand befindlich.**"

Der deutsche Gesandte hat gleichzeitig mit der Ueberreichung der Note seine **Pässe verlangt.** Dem Berliner portugiesischen Gesandten Dr. **Sidonio Paes** wurden am 9. März ebenfalls seine Pässe zugestellt.

Verdun und Frankreich

Glied schließt sich an Glied. In all dem Höllentoben der entfesselten Schlacht, wie die Welt noch keine sah, spürt man die überlegene Ruhe, die nicht wagte, ohne zu wägen. Die im heißen Kampf stehen, die Männer der Linie, der Reserve, der Landwehr, des Landsturms, verrichten ihr schweres Werk in der stärkenden Zuversicht, daß über ihrem Tun derselbe Geist schwebt, der die Ketten des östlichen Stellungskrieges brach und das Donautor sprengte. Nichts erscheint ihnen unmöglich, da sie ihren Führern vertrauen und der eigenen Kraft gewiß sind . . .

Der erste Teil der Angriffsbewegung, die am 21. Februar einsetzte, brachte bis zum 26. Februar unsere Sturmtruppen bis in die permanente Festungslinie von Verdun. Der letzte Sonnabend im Februar war ein schwarzer Tag in Frankreich. Das aus glänzenden Siegesträumen jäh aufgeschreckte Volk sah für einen Augenblick die zermalmende Wirklichkeit. Die Eroberung der Panzerfeste Douaumont zerstörte den mühsamen Bau von Hoffnungen, bewußten und unbewußten Täuschungen. In einer Schilderung des Mailänder Secolo heißt es:

Zuerst wollte niemand die Nachricht vom Angriff der Deutschen glauben. Es hieß, es handele sich nur um eine Kriegslist. Andere sahen in dem Vorgehen des Feindes die Absicht, nach Paris vorzudringen, und blickten bekümmert zum Himmel, als suchten ihre Augen die jüngst erschienenen Zeppeline. Am nächsten Tag, dem 22. Februar, langen schlechte Berichte an. Die Optimisten drückten ihr Vertrauen in die Generale Humbert, Herr und Langle aus. Die Pessimisten stimmen nicht in die Lobpreisungen ein, sondern weisen auf die ungeheuren Verluste und den Rückzug der Franzosen hin.

Am 23. Februar versuchen die Zeitungen die Notwendigkeit des Rückzuges zu erklären. Die Angreifer hätten im modernen Kriege immer den Vorsprung. Das französische Kommando benötige einige Tage, um Truppen und Kriegsmaterial heranzuziehen. Sobald diese bereit seien, werde der Gegenangriff erfolgen. Immerhin aber ist es ein sehr bedenkliches Zeichen, daß eine sehr starke Nachfrage nach dem Journal de Genève besteht, das deutsche Kriegsnachrichten veröffentlicht.

Am 24. spricht man von 10 000 französischen Gefangenen, furchtbar blutigem Handgemenge und höllischem, noch niemals erlebtem Bombardement. Paris ist verstört, weil es zu fürchten beginnt, daß die amtlichen Verlautbarungen lügen.

25. Februar: Paris im Schnee. Theater und Kinos leer, die Kaffeehäuser verödet. Durch die Straßen zahlreiche graue Automobile mit rotem Kreuz, die voll von Verwundeten sind. Mit Schaudern sehen die wenigen Passanten den traurigen Anblick.

Am 26. Februar: Die gedrückte Stimmung dauert an. Es wird die Parole ausgegeben: Wenn Verdun fällt, ist damit noch nicht Frankreich gefallen.

Höchste Gefahr für die Regierung schien im Verzug . . . Darum trat Herr Briand mit scheinbar sorgloser Miene unter das Volk und erzählte mit lächelndem Mund die Lüge, die Feste sei von den eingesetzten Reservetruppen zurückgewonnen. Damit war das Stichwort für einen „Feldzug der Nervenberuhigung" gegeben. Zensur und Polizei, die mit Hilfe eines Heeres von Angebern gegen die „Verbreiter ungünstiger Gerüchte" vorging, arbeiteten Hand in Hand mit der amtlichen und halbamtlichen „Berichterstattung". Im Oberkommando trat ein Wechsel ein. General Humbert, der zuvor in der üblichen Weise verherrlicht worden war, wurde entfernt und General Pétain, der bei Kriegsausbruch als Oberst dicht vor der Altersgrenze und damit vor der Verabschiedung stand, zum Retter des Vaterlands ernannt. Da gleichzeitig im deutschen Angriff planmäßig eine Pause eintrat, die zur Befestigung des Gewonnenen, zur Heranschaffung von Munition und Verpflegung diente, so gelang es, die tiefe Hoffnungslosigkeit zu beseitigen und in jähem Sprung das Barometer wieder auf „Sieg" zu treiben. Schon schrieb die englische Presse, — man muß doch etwas für seine Freunde tun, wenn es nichts kostet — von einer neuen deutschen Niederlage, wie an der Marne." Denn ein Angriff, der nicht binnen einer Woche zum Ziel führe, erschöpfe sich selbst, meinte die kluge Westminster Gazette, die Herrn Asquith nahe steht.

In Paris erwartete man jeden Augenblick zu hören, daß „die Reste der Brandenburger", die angeblich im Fort Douaumont „eingesperrt" waren — natürlich waren sie in eine Falle geraten, die dummen Preußen — dem siegreichen Angriff der Bretonen und Marokkaner, der Nordfranzosen und der farbigen Kulturträger erlegen seien. Um so größer war die Enttäuschung, als neue Erfolge der Deutschen nicht verheimlicht werden konnten. Trotz Schneegestöber, Regen, Sturm und Nebel hatten die deutschen schweren Geschütze ihre vernichtende Arbeit fortgesetzt, ebenso aber auch die Artillerie des Feindes, deren Tapferkeit, Genauigkeit und Geschicklichkeit von unseren Soldaten stets anerkannt worden ist. Professor Wegener gibt in der Kölnischen Zeitung eine Beschreibung dieses Höllenfeuers:

„Die ganze Höhenlinie lag unter unserem schwersten Granatfeuer. Unausgesetzt sah ich hier und dort und weiterhin die ungeheuern Einschläge. Aus der scharfen, bläulich-dunkeln Kammlinie wuchs jedesmal ein schwärzlicher Knollen empor, wie ein mit rasender Schnelligkeit wachsendes Geschwür. Bald wurde es ein pilzartiges Gebilde, dann ein schwarzer Baum mit gigantisch sich breitendem Wipfel. Allmählich verschwammen nach einigen Minuten seine Umrisse und lösten sich auf. Aber schon längst standen drei, vier andere ähnliche Riesenbäume da und dort daneben, und andere wuchsen anderswo aus dem Grunde auf. Zuweilen schoß auch ein dunkler Qualm gerade empor, wie ein Geisirstrahl, den der Erdboden ausspie. Oder dick, schwer, wie ein fabelhafter Turm schob sich eine wallende Rauchmasse in die Lüfte. Oft konnte man den Zusammenhang zwischen Abschuß und Einschlag deutlich verfolgen. Irgendwo aus unsichtbarer Nachbarschaft ertönte das dumpfe Brüllen eines unserer schweren Geschütze; dann eine scheinbar endlose Pause von Sekunden, bis drüben am Höhenrand ein neues schwarzes Rauchgebilde aufquoll, das uns zeigte, wohin das schreckliche Geschoß, unsichtbar über den hellen Himmel dahinfahrend, niedergefallen war. Der Hall der fernen Einschläge ging in dem allgemeinen Donner ringsum unter. Schon der Anblick dieser unablässigen, fürchterlichen Explosionen aber machte den tiefsten Eindruck. Schaudernd dachte man an menschliche Lebewesen, die unter den Betondecken und Panzerhüllen dort in den Werken inmitten dieses Höllengebrülls der berstenden Riesengeschosse aushalten mußten."

Am 2. März wurde das gewaltig ausgebaute Dorf Douaumont (dicht nordwestlich der Panzerfeste), das mit großer Ausdauer verteidigt wurde, gestürmt. Jedes Haus war eine kleine Festung. Trotzdem siegte der Heldenmut der Angreifer, denen sechs schwere Geschütze und über tausend Gefangene zufielen. Am 3. März setzte der erwartete Gegenangriff ein. Die Angriffswut des Gegners stand auf der vollen Höhe seiner soldatischen Eigenschaften. Ein besonderer Befehl des Generals Pétain befeuerte den Eifer. Als ehemaliger Oberst des 33. Regiments rief er diesem zu:

„Seit dem 21. Februar greift die Armee des Kronprinzen mit der äußersten Kraftanstrengung unsere Stellungen um Verdun an. Noch nie hat der Feind soviel Artillerie in Tätigkeit gesetzt, nie soviel Munition aufgewandt. Bereits hat er seine besten Armeekorps, die er seit mehreren Monaten sorgfältig in Ruhe hielt, auf dem Schlachtfelde restlos eingesetzt. Er erneuert seine Infanterieangriffe ohne Rücksicht auf schwere Verluste. Alles beweist, welchen Wert Deutschland dieser Offensive beilegt, der ersten großen Stils, welche es seit über einem Jahre auf unserer Front versucht. Es beeilt sich, einen Erfolg herbeizuführen, welcher einen Krieg beendet, unter dem seine Bevölkerung mehr und mehr leidet. Die Träume einer Ausbreitung im Orient schwinden. Das Anwachsen der russischen und englischen Armeen ruft Beunruhigung hervor. Der Aufruf des Kaisers, den uns Ueberläufer gebracht haben, ist ein Geständnis der wahren Ursachen dieses verzweifelten Angriffs. Unser Vaterland, hat er gesagt, ist zu diesem Angriffe gezwungen, aber unser eiserner Wille wird den Feind vernichten, daher befehle ich den Angriff. Ihr eiserner Wille wird sich an unserer Standhaftigkeit brechen, wie in Lothringen, in der Picardie, im Artois, an der Yser und in der Champagne und schließlich werden wir sie bezwingen, und das Scheitern dieser verzweifelten Kraftanstrengung, bei der die besten Truppen, die ihnen noch blieben, sich vergeblich verbraucht haben werden, wird den Auftakt ihres Zusammenbruches bedeuten. Ganz Frankreich blickt auf uns. Noch einmal erwartet es, daß jeder seine Pflicht bis zum letzten tut.

Der Kommandierende General der 2. Armee.
Pétain.

Der jetzige Regimentskommandeur fügte dem Befehl, der den versammelten Kompagnien verlesen wurde, das stolze Wort hinzu: „Das 33. Regiment wird sich seines ehemaligen Kommandeurs würdig erweisen, das 33. Regiment wird, wenn nötig, zu sterben wissen, aber weichen wird es niemals."

Es war alles vergeblich: das Dorf blieb in deutscher Hand. Das Regiment 33 aber erlitt am 3. März und am folgenden Tage sehr starke Verluste, die Gefangenen zeigten verzweifelte Stimmung, klagten über Führung und Verpflegung. Die Zahl der Gefangenen des Regiments erhöhte sich am 5. März auf 24 Offiziere und 874 Mann. Der anfeuernde Befehl des Armeeführers, der sich nicht scheute, mit einem natürlich nie erlassenen Aufruf des Kaisers zu arbeiten, hatte das Regiment also nicht zum Siege geführt.

Ueber diese Kämpfe, bei denen die wütenden Angriffe der Franzosen unter schwersten Verlusten und unter Einbuße von über tausend unverwundeten Gefangenen zerschellten, während die Deutschen planmäßig keinen Fuß gerührt und das Eroberte unter durchaus erträglichen Verlusten fest behauptet hatten, berichtete der offiziöse Nachrichtendienst, der vom Pariser Eiffelturm über die ganze Welt verbreitet wird, u. a. folgendes:

„Das Bestreben der Deutschen, Verdun um jeden Preis erobern zu wollen, hat ihnen gestern wieder außergewöhnlich hohe Verluste gekostet. Die Presse stellt fest, daß sie 75 000 Mann Verluste zugeben; dies gibt eine Idee ihrer tatsächlichen Verluste. Auf den blutigen Schneefeldern der Höhen von Douaumont wurde die Elite ihrer Bataillone niedergemetzelt. An gewissen Stellen befanden sich die Leichen so dicht nebeneinander, daß ihnen der Platz fehlte, um zu Boden zu sinken. So sind sie aufrecht stehen geblieben, eine grausige Phalanx bildend."

Freilich bieten diese und ähnliche Erfindungen, die sich besonders in der Ausmalung der angeblichen deutschen Verluste nicht genug tun können, das einzige Mittel, die Stimmung im Land einigermaßen aufrechtzuerhalten. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß der Krieg mit seinen vernichtenden Folgen das französische Volk doppelt trifft, weil er sich auf seinem eigenen Boden abspielt. Mit Recht erinnert uns Walter Bloem an diese Tatsache:

„Könnt Ihr daheim Euch vorstellen," so schreibt er, „was das heißt, daß quer durch Frankreich eine breite Zone des Entsetzens sich hinzieht — eine Zone, in der nichts mehr lebt als Soldaten und Rosse?! Alle diese einstmals blühenden Dörfer liegen zur Hälfte

oder ganz in grotesk vermodernden Trümmern, die Kirchen sind verödet, ausgebrannt, geschlossen, ihre Türme gesprengt oder „umgelegt". Ihre Bewohner? Weiß der Himmel, wo die sind — gestorben, geflüchtet, „evakuiert". Die Aecker treiben Dorn und Unkraut, außer, wo der deutsche Soldat sie pflügte, die Wiesen sind versumpft und verschlammt, die einstmals prachtvollen Nationalstraßen in Trümmer gefahren durch Lastautos und schweres Geschütz."

Nach einer amtlichen deutschen Mitteilung sind im besetzten Gebiet von Frankreich und Belgien allein in der Zeit von September 1915 bis Februar 1916 durch Artilleriefeuer und Fliegerbomben der eigenen Landsleute nicht weniger als 1043 Männer, Frauen und Kinder getötet oder verwundet worden. Und das trotz der Massenflucht aus der Kriegszone. Denken wir in Deutschland immer daran, was alles uns die schirmende Wehr drüben im Westen und Osten und zu Wasser erspart? . . .

Die Position von Douaumont und Hardaumont, die Clemenceau als den Schlüssel von Verdun bezeichnete, weswegen sein Blatt auf acht Tage verboten wurde, blieb fest in unserer Hand. Damit war die Grundlage des weiteren Vorgehens gegeben. Zunächst wurde die unbequeme Flankenwirkung der französischen Artillerie-Stellungen auf dem westlichen Maasufer durch eine Reihe erfolgreicher Unternehmungen, die in einer Breite von sechs Kilometern drei Kilometer tief durchstießen, beseitigt. Die Höhe 265 wurde genommen, ebenso die Dörfer Forges und Regnéville. Gleichzeitig fiel auch der stark befestigte Straßenknotenpunkt Fresnes, die letzte Stütze der Franzosen in der Woevre-Ebene, mit 10 Geschützen in unsere Hand. Am 8. März begann der Kampf um Dorf und Feste Vaux, der besonders erbittert verlief.

Während sich die Franzosen, wie gerne zugestanden sei, heldenhaft wehrten gegen die Ueberlegenheit der deutschen Artillerie und gegen die Wucht des deutschen Infanteriesturms, wo blieben da die Engländer? Die Italiener? Die Russen? Mag sein, daß sie, wie geheimnisvoll versichert wird, „Ueberraschungen vorbereiten", aber den Franzosen wären sicherlich Taten lieber als Verheißungen und Prophezeiungen . . .

Die „Möwe"

Ein Freudentag für die Marine

Am vierten März ist jenes seltsame Kriegsfahrzeug, die „Möwe", wie von Geisterschwingen getragen, unversehrt im deutschen Hafen gelandet. Ein englisches Blatt, der „Daily Chronicle", hat die Größe ihrer Leistung treffend dadurch beleuchtet, daß es an der Richtigkeit der amtlichen deutschen Meldung zweifelte. So unmöglich erschien es den „Beherrschern der See", daß ein deutscher Hilfskreuzer es wagen konnte, nicht nur aus der „versiegelten" Nordsee auszulaufen und monatelang in den Weiten des Atlantischen Ozeans Schiff auf Schiff zu vernichten, sondern auch noch den Weg zurück zu finden durch die Kette von Minenfeldern, durch die aufgescheuchte Meute bewaffneter Fischdampfer, windschneller Torpedoboote und gepanzerter Kreuzer. Als der englische Marineminister Arthur Balfour, Churchills Nachfolger, über den Fall sprach — am 7. März im Unterhaus —, hatte man anscheinend so weit die Fassung wieder gefunden, um im Ton der üblichen Uebertreibung den deutschen Erfolg zu verkleinern. Die „Möwe", so sagte er, entschlüpfte unseren Patrouillenschiffen in der Verkleidung eines Küstendampfers und gelangte dann glücklich um das nördliche Island herum nach Hause. In der Tat: Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Herr Balfour sprach dann, wie das Reuterbüro meldet, in ironischer Weise von der Beflaggung Berlins (?) zu Ehren der „Möwe" und meinte, daß der damit angedeutete Maßstab, den Deutschland an Heldentaten lege, gerade kein hoher sei. Wir können den Kummer der Engländer nachfühlen, finden es aber nicht sehr schlau, wenn sie auch in diesem Fall ihrem Grundsatz, den Gegner herabzusetzen, treu bleiben. Denn sie schaden damit gleichzeitig dem Nimbus der eigenen Flotte, als deren Hauptleistung bisher die völlige Absperrung des deutschen Nordseeverkehrs gepriesen wurde.



Der Kommandant der „Möwe",
Korvetten-Kapitän Graf Dohna-Schlodien, erhielt den Orden „Pour le mérite"

Wir lassen die englischen Minister und die englischen Zeitungen schwatzen und freuen uns nicht nur des Erfolgs, sondern mehr noch des Geistes, der ihn gebracht hat. Korvettenkapitän Burggraf und Graf zu Dohna-Schlodien, vorher Navigationsoffizier auf einem Linienschiff, hat seinen Namen in die Reihe der Spee, Souchon, Karl v. Müller, Weddigen, Hersing gestellt, diese glänzende Reihe deutscher Führer zur See, die uns die gute Schule der Marine geschenkt hat. Der Orden des alten Fritz, der Pour le mérite, hat wieder eine würdige Brust gefunden. Mit Stolz darf unsere junge Wehr zur See die große Zahl von Auszeichnungen tragen, die bezeugen, daß das böse Wort von der „Luxusflotte" ebenso wenig Prophetengeist verriet wie die übrigen Bramarbasreden Churchills.

Harte Arbeit hatte des Grafen Dohna „glückhaft Schiff" hinter sich, als es im Heimathafen Einkehr hielt. Aber nicht geringer war der Erfolg. Mag wohl auch etwas Glück dabei gewesen sein. Glück, das mit dem Tapferen und Tüchtigen ist. Fünfzehn große Schiffe hat die „Möwe" dem Gegner genommen und nur einmal sind dabei Menschenleben

verloren gegangen: in dem aussichtslosen Gefecht, das der bewaffnete englische Handelsdampfer „Clan Mactavish“ begann. Alle die Seeleute und Passagiere, die in unsere Gewalt kamen, sind mit der Rücksicht und Schonung behandelt worden, die unsere Kämpfer zu Wasser und zu Land überall üben, wo nicht feindliche Tücke oder kriegerische Notwendigkeit es verhindern. Daß unter der Beute auch eine Million in Goldbarren eingebracht wurde, wird die Engländer besonders schmerzen. Und nicht minder die nachträgliche Aufklärung über den Verlust des wertvollen Schlachtschiffs „Edward VII.“ Gerade das Schiff, das den Namen des großen Mineurs trägt, mußte deutschen Minen zum Opfer fallen. Es gibt Zufälle, die wie Urteilssprüche wirken.

Stolz und froh ist das Vaterland über die Männer der „Möve“. Sie selber bleiben bescheiden in all ihrem Ruhm. Wenn man sie preist, so sagen sie: wir haben nur unsere Pflicht getan. Und in der Tat: das größte, das über jeder einzelnen Leistung steht, ist der Geist der Pflichterfüllung, der nicht nach Lohn fragt, nicht nach Erfolg und Ruhm, sondern stumm und schlicht als dienendes Glied am großen Werke wirkt, vor Verdun und an der Düna, auf dem Acker daheim und im kühnen Wagen auf fernen Meeren.

Präsident und Kongreß

Schon in normalen Zeitläuften ist eine Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten ein Ereignis, dessen Bedeutung sich weit über die Grenzen Amerikas hinaus fühlbar macht. Denn jede der beiden großen amerikanischen Parteien, der „demokratischen“ und der „republikanischen“, vertritt ein bestimmtes politisches und wirtschaftliches Programm — die „platform“ nennt man es drüben —, und die siegreiche Partei hat also Gelegenheit, in den vier Jahren der Amtsführung des Präsidenten dieses Programm zu verwirklichen. In den letzten Jahrzehnten hat es fast ausschließlich wirtschaftliche „Platformen“ gegeben; die Probleme Schutzzoll oder Freihandel, Gold- oder Silberwährung beherrschten die innere Politik Amerikas. Nur nach dem Spanisch-Amerikanischen Kriege (1898) verdrängte der Kampf zwischen den Imperialisten, den Vorkämpfern einer amerikanischen Kolonisations- und Weltpolitik, und den Anhängern der Isolierungspolitik, die im Sinne George Washingtons alle Einmischung in die Welthändel entschieden zurückweist, die rein wirtschaftlichen Parteiprogramme. Es ist aber für das europäische Wirtschaftsleben durchaus nicht gleichgültig, ob in Amerika ein hoher Schutzzoll, gemäßigte Zölle oder Freihandel, ob die Gold- oder die Doppelwährung zur Geltung gelangt; ebenso ist es eine Sache von größter Wichtigkeit für die europäischen Staatskanzleien, ob in Amerika die imperialistische Strömung die Oberhand behält oder nicht. Solange die Vereinigten Staaten politisch sich selbst genügten, solange sie unter Berufung auf ihre geographische Sonderstellung sich auch außenpolitisch von den europäischen Mächten absonderten, solange die Mahnung Washingtons: „No entangling alliances!“ (keine Verwicklungen, keine Allianzen) dem Geiste wie dem Buchstaben nach befolgt wurde, zählte Amerika in der internationalen Politik nicht mit, und die Amerikaner waren's zufrieden. Seit etwa zwanzig Jahren ist das anders geworden. Die Vereinigten Staaten haben sich die Philippinen, Hawai, Portorico angegliedert, sind die faktischen Herren auf Kuba und in der Republik Panama, beherrschen wirtschaftlich Haiti und San Domingo, verfolgen sehr ausgesprochene kommerzielle Ausdehnungsbestrebungen in China und leisten sich den Luxus einer unverhüllten antijapanischen Politik, deren treibende Kraft (so nachdrücklich dies auch in Amerika geleugnet wird) der Wunsch nach der Oberherrschaft im Stillen Ozean ist. Daß Amerika förmliche Allianzen mit europäischen Mächten abgeschlossen hat, wie seit einiger Zeit in Deutschland behauptet wird, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil ein Bündnis in Amerika nicht ohne die öffentliche Zustimmung des Bundessenats (des Oberhauses des Kongresses) abgeschlossen werden kann; verheimlichen läßt sich also eine von Amerika mit einer anderen Macht abgeschlossene Allianz nicht. Daß aber ein ungeschriebenes, ideelles Bündnis zwischen der öffentlichen Meinung Amerikas und England besteht, ist jedem, der nicht absichtlich die Sprache der Tatsachen überhören will, in dem jetzigen Kriege klar geworden. Präsident Wilson trägt dieser Volksstimmung in weiterem Maße Rechnung, als sich mit dem Begriff der Neutralität verträgt; und schon aus diesem Grunde mag die Frage, die in den ersten Novembertagen dieses Jahres entschieden werden soll: ob Wilson wiedergewählt wird oder nicht, eine für alle Kriegführenden, also so ziemlich für die ganze Welt von Bedeutung sein.

Die Frage der Wiedererwählung des Präsidenten Wilson wird möglicherweise schon früher, vielleicht schon im nächsten Sommer, gelöst sein. Denn in den Sommermonaten vor der Präsidentenwahl vereinigen sich die sogenannten National-Ausschüsse der beiden großen Parteien (auch die der anderen, falls solche überhaupt auf den Plan treten), um einen Kandidaten für die Präsidentschaft aufzustellen, die „Nomination“ zu vollziehen; und falls Wilson bei der Nomination nicht als Auserwählter der Partei erkoren wird, so kommt er natürlich für die Wahl im November nicht in Betracht. Die von den National-Ausschüssen vollzogene Wahl eines Kandidaten stellt die letzte Siebung der Präsidentschafts-Bewerber in der betreffenden Partei dar. Bevor es so weit kommt, werden die Bewerber in den „Primärwahlen“ von den Partei-Organisationen der Städte, dann der Grafschaften (counties), dann der Einzelstaaten mittelst eines sehr umständlichen und verwickelten Verfahrens gewählt, so daß schließlich in den National-Ausschüssen die entscheidende Wahl unter den Kandidaten, die jeder Staat der „convention“ präsentiert, getroffen wird. In die Konventhalle zieht jeder Staat einzeln mit wehenden Bannern und klingendem Spiel ein und meldet seine „favorite sons“, seine Auserwählten, dem Vorsitzenden des Nationalkonvents an. Auf diesen Konventen spielt sich fast immer ein überaus bewegtes und buntes Treiben ab, und nicht selten ist die Versammlungshalle der Schauplatz lärmender, ja wüster Szenen. Die von den Drahtziehern der staatlichen Partei-Organisationen geführten „Unterhandlungen“, die den Zweck haben, dem oder jenem Kandidaten möglichst viele Stimmen der anderen staatlichen Delegierten zuzuführen, sind nichts als blanker, ganz offen betriebener Schacher. Mit der von den Gründern der Union gewollten Auswahl des „Weisesten und Würdigsten“ hat diese Art, wie schließlich der Präsidentschaftskandidat nominiert wird, nicht das geringste zu tun. Schon die verschiedenen Primärwahlen werden ganz ausschließlich von der „Parteimaschine“, den Berufs- und Erwerbspolitikern, gedeichselt; eine wirkliche Volkswahl ist unter diesen Umständen völlig ausgeschlossen. Die Parteimaschine, ein Werkzeug schrankenloser Korruption, verfügt über eine straffe Organisation, die schon monatelang vor dem Zusammentritt des Nationalkonvents jeden Wahlbezirk energisch bearbeitet und den Stimmenkauf im großen betreibt. Neben der Bestechung durch Geld und Whisky wird bei den Wahlen auch die „Kolonisierung“ der Wähler eifrig betrieben, das heißt, zahlreiche Wähler werden in einem anderen Wahlbezirk eingemietet, in dem die Wahlaussichten des Parteikandidaten unsicher sind. Eine andere Klasse von „Wählern“ sind die repeaters, die „Wiederholer“; sie müssen eine bestimmte Zeit vor der Wahl in verschiedenen Bezirken gleichzeitig wohnen, um in allen diesen Bezirken stimmberechtigt zu sein. Und da diese „Staatsbürger“ von ihren Auftraggebern angewiesen sind, ihre erste Stimmenabgabe möglichst früh am Wahltage zu vollziehen, um hinreichend Zeit zu weiteren Stimmenabgaben zu haben, so ist aus dieser

Uebung die bezeichnende Wählerregel entstanden: „Vote early and vote often“, stimme frühzeitig und stimme oft.

Es sind hier bloß einige von den zahlreichen Kniffen und Pfiffen der amerikanischen Wahlmache angedeutet, denn es ist im Rahmen einer kurzen Betrachtung nicht möglich, dieses böse Kapitel anders als andeutungsweise zu behandeln. Die amerikanischen Gesetzgeber versuchen von Zeit zu Zeit durch Aenderung des Wahlsystems, durch Verschärfung der Wahlkontrolle den gröbsten Auswüchsen dieser Korruption entgegenzutreten. Einen nennenswerten Erfolg haben sie indessen bisher nicht erzielt. Die Wahltechnik ist immer verwickelter geworden, die Gewalt der Parteimaschine ist ungebrochen. Das ist ein schweres organisches Uebel in einem Lande, in dem jährlich Wahlen stattfinden. Alle vier Jahre wird der Präsident gewählt (sein Amtsantritt findet am 4. März statt), alle zwei Jahre das ganze Unterhaus des Kongresses (das Repräsentantenhaus); außerdem gehen die obersten Beamten der Einzelstaaten (die Gouverneure usw.) und der Städte (Mayor, das heißt Oberbürgermeister, und andere) aus Wahlen (nicht durch Ernennung) hervor. Ueberall dasselbe Bild: das Volk ist in Wirklichkeit an der Auswahl seiner Vertreter so gut wie gar nicht beteiligt. Sie werden ihm von der „Maschine“ und ihren allgewaltigen Lenkern, den „Bosses“, fertig vorgelegt, und bei den Wahlen wird die wahre Volksmeinung durch Hunderttausende erkaufter Wahlstimmen erstickt. Das „politische Selbstbestimmungsrecht“ der Amerikaner ist eine monumentale Selbsttäuschung. Nicht das Volk wählt seinen Präsidenten, seine Parlamentsabgeordneten, seine Gouverneure, seine Bürgermeister, oberen Richter usw.; das wird vielmehr von etlichen hundert abgefeimten Berufspolitikern besorgt. Und diese Herren sind ihrerseits wieder die Werkzeuge großer Privatinteressen, der Trusts, der Eisenbahnen, der Großindustrie. Die Verdunkelung des Volkswillens wird speziell bei den Präsidentenwahlen durch den indirekten Wahlmodus häufig verschärft. Das amerikanische Volk wählt den Präsidenten auf dem Umwege über ein Kollegium der „Elektoren“. Jeder Einzelstaat entsendet in dieses Kollegium so viel Wahlmänner, als er Senatoren und „Repräsentanten“ (Mitglieder des Unterhauses) in den Kongreß schickt. Das hat in der Geschichte der Vereinigten Staaten schon dreimal dazu geführt, daß der erwählte Präsident wohl die vorgeschriebene Mehrheit der Elektoralstimmen, nicht aber die Mehrheit der Volksstimmen besaß. Woodrow Wilson ist ein solcher Minderheitspräsident. C. A. Bratter.

* * *

Wilson und die Warnung

Aus dem lückenhaften, absichtlich irreführenden Material, das uns über die amerikanischen Vorgänge meist auf dem Umweg über England zugeht, seien die Hauptpunkte wiedergegeben, soweit sie einwandfrei feststehen:

Am 18. Januar sandte Staatssekretär Lansing an die Regierungen der Ententegruppe eine Denkschrift, in der es zum Schlusse hieß: „Ich möchte bemerken, daß meine Regierung sich der Billigkeit des Arguments nicht verschließen kann, daß angesichts der Art der Tauchbootkriegführung und angesichts der defensiven Schwäche von Unterseebooten Handelsschiffe, die irgendwelche Bewaffnung tragen, als Hilfskreuzer angesehen und dementsprechend von einer neutralen wie von einer kriegführenden Regierung behandelt werden sollten, und daß meine Regierung ernstlich erwägt, ihre Beamten dahingehend anzuweisen.“

Am 8. Februar wurde die deutsche Denkschrift veröffentlicht, die genau den gleichen Standpunkt vertrat.

Am 13. Februar kam Präsident Wilson nach langer Abwesenheit nach Washington zurück. Sofort setzte ein Umschwung ein, vielleicht infolge starker Drohungen des englischen Botschafters. Die neue Auffassung der Washingtoner Kreise beleuchtet folgender, vom 24. Februar datierter Brief des Senators Stone an Wilson:

Seit der Unterredung, die am Montag (21. Februar) zwischen Ihnen, Senator Kern, Herrn Flood und mir stattgefunden hat, bin ich stärker beunruhigt, als es seit langem der Fall gewesen ist. Ich habe mich nicht für ermächtigt gehalten, den Inhalt unserer Unterredung weiterzugeben, doch habe ich versucht, auf zahlreiche Anfragen hin meine Kollegen vertraulich auf die allgemeine Auffassung hinzuweisen, die ich von Ihrem Standpunkt gewonnen habe. Diese Auffassung Ihres Standpunktes habe ich im wesentlichen wie folgt dargelegt:

„Daß Sie es sehr bedauern würden, wenn England Herrn Lansings Vorschlag ablehnen sollte, der dahin geht, daß es seine Handelsschiffe entwaffnet, und zwar unter der Voraussetzung, daß Deutschland und seine Verbündeten auf ein Handelsschiff nicht mehr feuern werden, falls es, wenn dazu aufgefordert, beilegt und nicht zu entkommen versucht, sowie daß die deutschen Kriegsschiffe nur das anerkannte Recht der Durchsuchung und Aufbringung ausüben und das aufgebrachte Schiff nicht zerstören, es sei denn unter Verhältnissen, welche die Sicherheit der Reisenden und der Mannschaft als gewährleistet erscheinen lassen. Sie seien ferner der Meinung, daß England und seine Bundesgenossen, falls sie den Vorschlag ablehnen und auf der Bewaffnung ihrer Handelsschiffe bestehen sollten, dazu unter dem Völkerrecht berechtigt seien. Sie seien weiterhin geneigt, bewaffneten Schiffen die Ausfahrt aus amerikanischen Häfen zu gestatten, könnten sich aber nicht mit dem Gedanken befreunden, daß die amerikanische Regierung endgültige Schritte unternehme, um amerikanische Bürger an der Fahrt auf bewaffneten Handelsschiffen zu hindern. Sie würden es ferner als Ihre Pflicht betrachten, Deutschland streng verantwortlich dafür zu machen, falls ein deutsches Kriegsschiff auf ein bewaffnetes feindliches Handelsschiff feuern sollte, auf dem amerikanische Bürger Fahrgäste sind.“

Meiner Auffassung nach glaube ich, Ihnen sagen zu sollen, daß die Mitglieder beider Häuser sehr besorgt und beunruhigt sind über das, was sie lesen und hören. Ich habe einige von ihnen sich dahin aussprechen hören, daß manche Leute sagten, daß das sogenannte Programm der Bereitschaft (gemeint ist das amerikanische Rüstungsprogramm) schließlich doch gerade mit einer solchen Lage in gewissem Zusammenhang steht, der zu begegnen wir jetzt berufen sind. Ich habe allen, die mit mir gesprochen haben, geraten, ihre kühle Ueberlegung zu bewahren, und habe gesagt, daß diese ganze Angelegenheit noch immer Gegenstand diplomatischer Behandlung ist, daß Sie sich auf das äußerste bemühen, einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen, und daß der Kongreß in der Zwischenzeit vermeiden sollte, eine diplomatische Angelegenheit durch irgendeine vorschnelle oder mangelhaft erwogene Maßnahme zu erschweren. Immerhin ist die Lage im Kongreß derartig, daß sie die sorgfältig Wägenden und Besonnenen mit tiefer Besorgnis erfüllt. Ich glaube es Ihnen schuldig zu sein, Ihnen dies zu sagen. Ich glaube, Sie verstehen den Standpunkt, den ich persönlich hinsichtlich dieses Gegenstandes einnehme. So tief ich es auch bedauern würde, entschieden anderer Meinung sein zu müssen als Sie, so kann mein Pflicht- und Verantwortungsgefühl es doch nicht überwinden, meine Zustimmung dazu zu geben, daß unsere Nation in den Strudel dieses Weltkrieges gestürzt wird, einerseits wegen der unverständigen Eigenwilligkeit irgendeiner der Mächte oder andererseits wegen der einer Art ideellen Hochverrats gegen die Republik gleichkommenden Narrheit unserer Bürger, die sinnlos ihr Leben auf bewaffneten Schiffen der Kriegführenden aufs Spiel setzen.

In seiner Antwort, die bereits in Nummer 82 wiedergegeben ist, beharrte der Präsident auf seinem Standpunkt. Die Ehre, so sagte er, und die Selbstachtung der Nation stehe auf dem Spiel! Im weiteren Verlauf der Dinge zeigte er das Bestreben, den Kongreß zur Seite zu schieben. Die taktischen Kunststücke, die von seinen Freunden und Gegnern ausgeführt wurden, machen auf uns „zurückgebliebene“ Europäer nicht gerade den Eindruck eines sachlichen Ernsts, der der Tragweite der Entscheidungen entspräche. Schließlich wurden am 3. bzw. 7. März Anträge, die vor der Benutzung bewaffneter Schiffe warnen wollten, in beiden Häusern „vertagt“, was als Erfolg Wilsons ausgelegt wurde.

Die englischen Instruktionen

Die englische Regierung hat neuerdings (am 3. März) versucht, die deutschen Beweismittel, die klipp und klar zeigen, daß die „bewaffneten Handelsschiffe“ im Dienst der englischen, französischen und italienischen Kriegführung stehen,

durch die Veröffentlichung der Instruktionen zu entkräften, die angeblich seit 20. Oktober 1915 gelten. Gegenüber diesen Ausflüchten, die das Schuldbewußtsein des ertappten Sünders verraten, wurde von zuständiger deutscher Seite unverändert erklärt:

Die neuen englischen Instruktionen enthalten ebenfalls den Befehl zum Angriff auf jedes in Sicht kommende U-Boot. Der Versuch, diesen befohlenen Angriff zu einer Verteidigungsmaßnahme zu stempeln, ist mehr wie dürftig. Wie verträgt sich übrigens dieser Befehl mit der feierlichen Zusicherung der englischen Regierung in Washington, wonach britische Handelsschiffe niemals feuern werden, wenn nicht zuvor auf sie gefeuert worden ist? Ausdrücklich sei festgestellt, daß die britische Admiralität lediglich auf Grund der von ihr aufgestellten allgemeinen Vermutung, daß jedes in Sicht kommende U-Boot feindliche Absichten habe, ihren bewaffneten Handelsschiffen den Befehl zum sofortigen Angriff gegeben hat. In keiner Weise konnte die Schlußfolgerung des deutschen Weißbuches besser bestätigt werden, wo gesagt ist:

„Hiernach ist klargestellt, daß die bewaffneten englischen Kauffahrteischiffe den amtlichen Auftrag haben, die deutschen Unterseeboote überall, wo sie in ihre Nähe gelangen, heimtückisch zu überfallen, also rücksichtslos gegen sie Krieg zu führen.“

Uebrigens hat die englische Regierung auch das Bedürfnis gefühlt, gerade jetzt an ihre „Baralong“-Schmach durch ein neues Weißbuch (vom 25. Februar) zu erinnern. Die neue Erklärung ist nicht besser als die alte.

Die neue Weltgeschichte

Die amtlichen Meldungen vom 4. bis 10. März

Westlicher Kriegsschauplatz

4. März: Die Kämpfe südöstlich von Ypern sind vorläufig zum Stillstand gekommen. Die von uns vor dem 14. Februar gehaltene Stellung ist fest in unserer Hand, das „Bastion“ dem Feinde verblieben. Die lebhaften Feuerkämpfe in der Champagne dauerten auch gestern an. In den Argonnen scheiterte ein schwächerer feindlicher Angriff. Beiderseits der Maas verstärkten die Franzosen ihre Artillerietätigkeit und griffen nach bedeutender Steigerung ihres Feuers das Dorf Douaumont und unsere anschließenden Linien an. Sie wurden, teilweise im Nahkampf, unter großen Verlusten zurückgeschlagen und verloren außerdem wieder über 1000 unverwundete Gefangene. Nach den bei den Aufräumungsarbeiten der Kampffelder bisher gemachten Feststellungen erhöht sich die Beute aus den Gefechten seit dem 22. Februar um 37 Geschütze, 75 Maschinengewehre auf 115 Geschütze, 161 Maschinengewehre. Bei Obersept (nordwestlich von Pfirt) versuchte der Feind vergebens, die ihm am 13. Februar genommenen Stellungen zurückzuerobern. Sein erster Stoß gelangte mit Teilen bis in unsere Gräben, die durch Gegenangriff sofort wieder gesäubert wurden. Unser Sperrfeuer ließ eine Wiederholung des Angriffs nur teilweise zur Entwicklung kommen. Unter Einbuße von vielen Toten und Verwundeten sowie von über 80 Gefangenen mußte sich der Gegner auf seine Stellung zurückziehen.

5. März: Gegen Abend setzte lebhaftes feindliches Feuer auf verschiedenen Stellen der Front ein. Zwischen Maas und Mosel war die französische Artillerie dauernd sehr tätig und beschoß zeitweise die Gegend von Douaumont mit besonderer Heftigkeit. Infanteriekämpfe fanden nicht statt. Um unnötige Verluste zu vermeiden, räumten wir gestern den bei der Försterei Thiaville (nordöstlich von Badonviller) den Franzosen am 28. Februar entrissenen Graben vor umfassend dagegen eingesetztem feindlichen Massenfeuer.

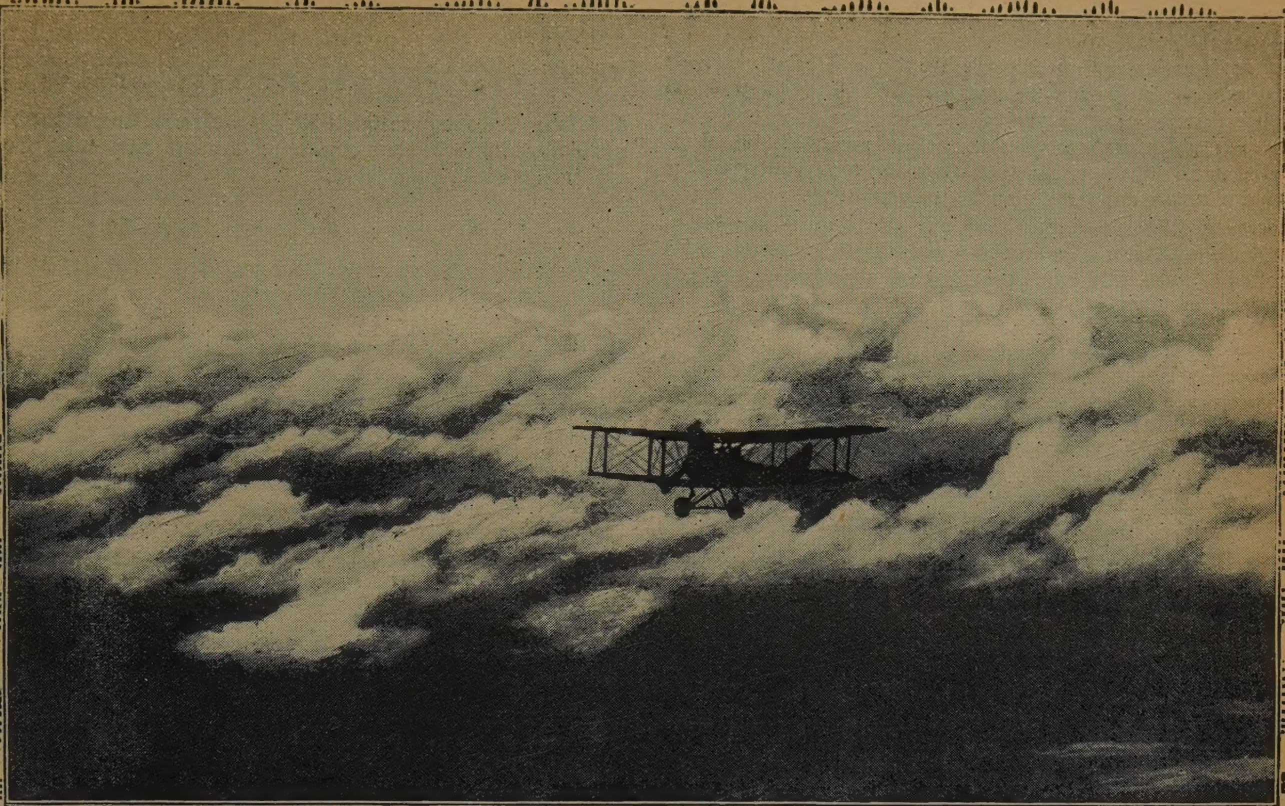
6. März: Lebhafte Minenkämpfe nordöstlich von Vermelles. Die englische Infanterie, die dort mehrfach zu kleineren Angriffen ansetzte, wurde durch Feuer abgewiesen. Auf dem östlichen Maasufer verlief der Tag im allgemeinen ruhiger als bisher. Immerhin wurden bei kleineren Kampfhandlungen gestern und vorgestern an Gefangenen 14 Offiziere, 934 Mann eingebracht.

7. März: Kleine englische Abteilungen, die gestern nach starker Feuervorbereitung bis in unsere Gräben nordöstlich von Vermelles vorgedrungen waren, wurden mit dem Bajonett wieder zurückgeworfen. In der Champagne wurde in überraschendem Angriff östlich von Maisons de Champagne unsere Stellung zurückgewonnen, in der sich die Franzosen am 11. Februar festgesetzt hatten. 2 Offiziere, 150 Mann wurden dabei gefangengenommen. In den Argonnen schoben wir nordöstlich von La Chalade im Anschluß an eine größere Sprengung unsere Stellung etwas vor. Im Maasgebiet frischte das Artilleriefeuer westlich des Flusses auf, östlich davon hielt es sich auf mittlerer Stärke. Abgesehen von Zusammenstößen von Erkundungstrupps mit dem Feinde kam es zu Nahkämpfen nicht. In der Woevre wurde heute früh das Dorf Fresnes mit stürmender Hand genommen. In einzelnen Häusern am Westrande des Ortes halten sich die Franzosen noch. Sie büßten über 300 Gefangene ein. Eins unserer Luftschiffe belegte nachts die Bahnanlagen von Bar-le-Duc ausgiebig mit Bomben.

8. März: Gegen die von uns zurückeroberte Stellung östlich des Gehöftes Maisons de Champagne setzten die Franzosen am späten Abend zum Gegenangriff an. Am westlichen Flügel wird noch mit Handgranaten gekämpft; sonst ist der Angriff glatt abgeschlagen. Auf dem linken Maasufer wurden, um den Anschluß an unsere rechts des Flusses auf die Südhänge der Cote de Talou, des Pfefferrückens und des Douaumont vorgeschobenen neuen Linien zu verbessern, die Stellungen des Feindes zu beiden Seiten des Forges-Baches unterhalb von Bethincourt in einer Breite von 6 und einer Tiefe von mehr als 3 Kilometer gestürmt. Die Dörfer Forges und Regneville, die Höhe des Raben- und kl. Cumières-waldes sind in unserer Hand. Gegenstöße der Franzosen gegen die Südränder dieser Wälder fanden blutige Abweisung. Ein großer Teil der Besatzung der genommenen Stellungen kam um, ein unverwundeter Rest, 58 Offiziere, 3277 Mann, wurde gefangen. Außerdem sind 10 Geschütze und viel sonstiges Kriegsmaterial erbeutet. In der Woevre wurde der Feind auch aus den letzten Häusern von Fresnes geworfen, die Zahl der dort gemachten Gefangenen ist auf 11 Offiziere, über 700 Mann gestiegen, einige Maschinengewehre wurden erbeutet. Unsere Flugzeuggeschwader bewarfen mit feindlichen Truppen belegte Ortschaften westlich von Verdun mit Bomben.

9. März: Vielfach steigerte sich die beiderseitige Artillerietätigkeit zu größerer Lebhaftigkeit. Die Franzosen haben den westlichen Teil des Grabens beim Gehöfte Maisons de Champagne, in dem gestern mit Handgranaten gekämpft wurde, wiedergewonnen. Westlich der Maas sind unsere Truppen beschäftigt, die im Rabenwald noch befindlichen Franzosennester auszuräumen. Oestlich des Flusses wurde zur Abkürzung der Verbindung unserer Stellung südlich des Douaumont mit den Linien in der Woevre nach gründlicher Artillerievorbereitung das Dorf und die Panzerfeste Vaux nebst zahlreichen anschließenden Befestigungen des Gegners unter Führung des Kommandeurs der 9. Res.-Division, Generals d. Inf. v. Guretzky-Cornitz, durch die Posenschen Reserve-Regimenter 6 und 19 in glänzendem nächtlichen Angriff genommen. In einer großen Zahl von Luftkämpfen in der Gegend von Verdun sind unsere Flieger Sieger geblieben; mit Sicherheit sind drei feindliche Flugzeuge abgeschossen. Alle unsere Flugzeuge sind zurückgekehrt, mehrere ihrer tapferen Führer verwundet. Feindliche Truppen in den Ortschaften westlich und südlich von Verdun wurden ausgiebig mit Bomben belegt. Durch den Angriff eines französischen Flugzeuggeschwaders im Festungsbereich von Metz wurden zwei Zivilpersonen getötet und mehrere Privathäuser beschädigt. Im Luftkampf wurde das Flugzeug des Geschwaderführers abgeschossen. Er ist gefangengenommen, sein Begleiter ist tot.

10. März: Auf dem westlichen Maasufer wurden bei der Säuberung des Rabenwaldes und der feindlichen Gräben bei Bethincourt 6 Offiziere, 681 Mann gefangen sowie 11 Geschütze eingebracht. Der Ablain-Wald und der Bergrücken westlich von Douaumont wurden in zähem Ringen dem Gegner entrissen, in der Woevre schoben wir unsere Linie durch die Waldstücke südöstlich von Damloup vor. Gegen unsere neue Front westlich und südlich des Dorfes sowie bei der Feste Vaux führten die Franzosen kräftige Gegenstöße. In ihrem Verlauf gelang es dem Feinde, in der Panzerfeste selbst wieder Fuß zu fassen; im übrigen wurden die Angreifer unter starken Verlusten abgewiesen. Unsere Kampfflieger schossen zwei englische Flugzeuge ab: einen Eindecker bei Wytschaete (südlich von Ypern) und einen Doppeldecker nordöstlich von La Bassée. Der Insasse des ersteren ist tot. Im Monat Februar war die Angriffstätigkeit unserer Fliegerverbände, die Zahl ihrer weitreichenden Erkundungs- und nächtlichen Geschwaderflüge hinter der feindlichen Front erheblich größer als





Ueber den Wolken. Aufnahmen aus dem Flugzeug

je zuvor. Die folgende Zusammenstellung beweist nicht nur aufs neue unsere Ueberlegenheit, sondern widerlegt auch die von gegnerischer Seite beliebte Behauptung, unsere Luftkriegverluste seien nur deshalb so gering, weil sich unsere Flugzeuge nicht über die feindlichen Linien wagten.

Der deutsche Verlust an der Westfront im Februar beträgt: im Luftkampf 0, durch Abschuß von der Erde 0, vermißt 6, im ganzen 6.

Die Franzosen und Engländer haben verloren: im Luftkampf 13, durch Abschuß von der Erde 5, durch unfreiwillige Landung innerhalb unserer Linien 2, im ganzen 20.

Hierbei ist zu berücksichtigen, daß wir grundsätzlich nur die in unsere Hände gefallenen oder brennend abgestürzten, nicht die zahlreichen sonst hinter den feindlichen Linien abgeschossenen Flugzeuge des Gegners zählen.

Oestlicher Kriegsschauplatz

4. März: In einem kleineren Gefechte wurden die Russen aus ihren Stellungen bei Alssewitschi (nordöstlich Baranowitschi) geworfen.

Aus dem österr.-ungar. Bericht: Im Gebiete von Dubno versuchten die Russen gestern früh das linke Ikwa-Ufer zu gewinnen. Sie wurden abgeschlagen. Die in der feindlichen Presse immer wiederkehrende Nachricht von einer großen und glücklich fortschreitenden russischen Offensive am Dnjestr und bei Czernowitz ist selbstverständlich völlig unwahr. Unsere Front hat dort seit einem halben Jahre keinerlei Aenderung erfahren.

5. März: In der Gegend von Illuxt konnte ein von den Russen im Anschluß an Sprengungen beabsichtigter Angriff in unserem Feuer nicht zur Durchführung kommen. Vorstöße feindlicher Erkundungsabteilungen auch an anderen Stellen wurden abgewiesen.

7. März: Aus dem österr.-ungar. Bericht: Bei Karpilowka warfen Abteilungen der Armee des Generalobersten Erzherzog Josef Ferdinand den Feind aus einer Verschanzung und setzten sich darin fest. Nordwestlich von Tarnopol vertrieb ein österreichisch-ungarisches Streifkommando die Russen aus einem tausend Meter langen Graben. Die feindliche Stellung wurde zugeschüttet. Sowohl in dieser Gegend als auch am Dnjestr und an der beßarabischen Grenze war gestern die Geschütztätigkeit beiderseits rege.

8. März: An mehreren Stellen der Front wurden russische Teilangriffe abgewiesen. Die Eisenbahnstrecke Ljachowitschi (südöstlich von Baranowitschi)—Luniniec, auf der stärkerer Bahnverkehr beobachtet wurde, ist mit gutem Erfolge von unseren Fliegern angegriffen worden.

Aus dem österr.-ungar. Bericht: An der Front der Armee des Generalobersten Erzherzogs Josef Ferdinand war auch gestern die Gefechtstätigkeit zeitweilig lebhafter.

9. März: Russische Vorstöße gegen unsere Vorpostenstellungen hatten nirgends Erfolg. Wie nachträglich gemeldet wird, wurden die Bahnanlagen an der Strecke nach Minsk sowie feindliche Truppen in Mir in der Nacht zum 8. Februar von einem unserer Luftschiffe angegriffen.

Italienischer Kriegsschauplatz

6. März: Die Kampftätigkeit ist seit mehreren Tagen durch außergewöhnlich starke Niederschläge, im Gebirge auch durch Lawinengefahr, fast völlig aufgehoben.

Balkan-Kriegsschauplatz

4. März: Wie nunmehr festgestellt, wurden bei Durazzo 34 italienische Geschütze und 11 400 Gewehre erbeutet.

Seekriegs-Schauplätze

Berlin, 4. März. S. M. S. „Möwe", Kommandant Korvettenkapitän Burggraf und Graf zu Dohna-Schlodien, ist heute nach mehrmonatiger erfolgreicher Kreuzfahrt mit vier englischen Offizieren, 29 englischen Seesoldaten und Matrosen, 166 Köpfen feindlicher Dampferbesatzungen — darunter 103 Indern — als Gefangenen, sowie einer Million Mark in Goldbarren in einem heimischen Hafen eingelaufen. Das Schiff hat folgende feindliche Dampfer aufgebracht und zum größten Teil versenkt, zum kleineren als Prisen nach neutralen Häfen gesandt: „Corbridge" (engl.) 3687 Brutto-Reg.-To., „Autor" (engl.) 3496 To., „Trader" (engl.) 3608 To., „Ariadne" (engl.) 3035 To., „Dromonby" (engl.) 3627 To., „Farringford" (engl.) 3146 To., „Clan Mactavish" (engl.) 5816 To., „Appam" (engl.) 7781 To., „Westburn" (engl.) 3300 To., „Horace" (engl.) 3335 To., „Flamenco" (engl.) 4629 To., „Edinburgh" (engl. Segelschiff) 1473 To., „Saxon Prince" (engl.) 3471 To., „Maroni" (franz.) 3109 To., „Luxemburg" (belgisch) 4322 To. S. M. S. „Möwe" hat ferner an mehreren Stellen der feindlichen Küste Minen gelegt, denen u. a. das englische Schlachtschiff „Edward VII." zum Opfer gefallen ist.

Berlin, 6. März. Ein Teil unserer Marineluftschiffe hat in der Nacht vom 5. zum 6. März den Marinestützpunkt Hull am Humber und die dortigen Dockanlagen ausgiebig mit Bomben beworfen; gute Wirkung beobachtet. Die Luftschiffe wurden heftig, aber ohne Erfolg beschossen. Sie sind sämtlich zurückgekehrt.

Berlin, 10. März. Am 9. März vormittags wurde bei Kaliakra, nordöstlich Warna, im Schwarzen Meer ein russischer Schiffsverband, bestehend aus einem Linienschiff, fünf Torpedobootszerstörern und mehreren Frachtdampfern, von deutschen Seeflugzeugen angegriffen und mit Bomben belegt. Es wurden Treffer auf Zerstörern beobachtet. Trotz heftiger Beschießung durch die Russen kehrten sämtliche Flugzeuge unversehrt zurück.

Ereignisse aus aller Welt

In Deutschland gehen dem Bundesrat die Entwürfe zu über einen Quittungsstempel auf Quittungen und Gutschriften von 10 M. aufwärts, — einen Frachturkundenstempel, und ein Gesetz über Erhöhung der Post-, Telegramm- und Telephongebühren (6.—8. März).

Für die Einfuhr von Maismehl wird der Zentraleinkaufsgesellschaft das ausschließliche Recht übertragen. (3. März).

Die Leipziger Messe erreicht (vom 6. März ab) an Aussteller- und Einkäuferzahl und an Größe der erzielten Umsätze eine noch nicht dagewesene Höhe.

In Frankreich wird Konteradmiral Le Bon Chef des Admiralstabes. (5. März).

In England sieht der Armeevoranschlag, der am 9. März bekanntgegeben wurde, einen Mannschaftsbestand von 4 Millionen vor. Oberst Winston Churchill kritisiert im Unterhaus die englische Marineverwaltung, lobt die deutsche Flotte und erklärt, er bedauere seinen Ausspruch über das „Ausgraben der Ratten aus dem Loch". Schwache Antwort Balfours. (8. März).

In der italienischen Kammer kommt es zu Lärmszenen wegen Salandras diktatorischer Drohung, das Parlament zu vertagen. — Zum Kommandanten der italienischen Truppen in Albanien wird an Stelle des Generals Bertotti, des „Helden von Durazzo", Generalleutnant Piacentini ernannt. (7. März.)

Die Kriegserklärung an Portugal wird in Lissabon überreicht. (9. März.)

Im Schweizer Nationalrat beginnt die durch den Obersten-prozeß und deutschfeindliche Kundgebungen der Westschweiz veranlaßte Neutralitätsdebatte. (6. März.)

Der russische Botschafter in Japan, Malewski, wird „krankheitshalber" abberufen. (7. März.) Die Russen besetzen Bitlis in Türkisch-Armenien. (6. März.) Enver Pascha weilt in Medina am Grabe Mohammeds. (8. März.)

In der Türkei wird die gesetzliche Dienstpflicht bis zum 50. Jahr verlängert. (9. März.) — Die englische Ersatzarmee in Mesopotamien erleidet einen schweren Mißerfolg bei Felahie. (8. März.)

In Amerika sind die Beilagen zur deutschen Denkschrift über die Behandlung bewaffneter Handelsschiffe als Kriegsschiffe eingetroffen. (6. März.) — Eine neue Denkschrift Graf Bernstorffs an Lansing gibt einen Rückblick auf die ganze Entwicklung des U-Boot-Krieges und die völkerrechtswidrige Seekriegführung Englands. — Senat und Repräsentantenhaus vertagen auf Wilsons Wunsch die Beratung der Anträge, die den Amerikanern das Reisen auf bewaffneten Schiffen verbieten wollen. (3. und 7. März.) — Der amerikanische Senat stimmt dem Vertrag zu, durch welchen die Republik Haiti unter den Schutz der Union gestellt wird. (5. März.) — Bürgermeister Baker von Cleveland wird Kriegsminister an Stelle des wegen Wilsons Rüstungsprogramm zurückgetretenen Garrison. (6. März.) — Mexikanische Truppen des Generals Villa bemächtigen sich der amerikanischen Grenzstadt Columbus, bringen eine Anzahl Zivilpersonen um und können erst nach anderthalb Stunden durch amerikanische Kavallerie vertrieben werden. (9. März.)

Die Entwicklung der Luftstrategie

Vom Einzelflug zum Fluggeschwader

Die stärkste Wandlung vollzieht sich in diesem zweiten Kriegsjahr in dem jüngsten Gliede der Kriegskunst: der Fliegerei. Sie war nichts als eine Hilfskraft der Strategie, als der Krieg begann. Groß war das Vertrauen, das man in dieses Hilfsmittel gleich von Anfang an setzte. Denn mit beispielloser Energie haben Deutschland und Frankreich die neue, militärisch noch kaum erprobte Waffe mit Beginn des Krieges ausgestaltet, mit enormen Mitteln und einem beispiellosen Aufwand an Intelligenz und industriellem Fleiß groß gemacht, die Einheiten mit unerhörtem Nachdruck vermehrt und gleich zu Anfang eine gewaltige Zahl von Flugeinheiten im Kampfe zur Verwendung gebracht.

Die Verwendungsart jedoch kennzeichnete von vornherein den Charakter des Flugzeuges als *strategisches Hilfsmittel*. Die Taktik der Kriegführung wurde — so schreibt die Berliner Fachzeitschrift „Motor“ — von dem Vorhandensein dieses Hilfsmittels ganz gewiß nicht beeinflußt. Denn das Flugzeug diente fast ausschließlich der Aufklärung, ein wenig später auch dem Einschießen der Artillerie. Das Flugzeug — es wurde in der Tat immer nur das einzelne Flugzeug verwendet. *Ein* Flugzeug erschien über unseren marschierenden Truppen, *ein* Flugzeug sucht die Ausladung feindlicher Truppen an einem Eisenbahnknotenpunkt festzustellen, *ein* Flugzeug ging über der sich bildenden „Front“ entlang, suchte die Stellung des Feindes oder die unseren zu erkennen und dem Leiter der Gesamthandlung des Kampfes die Stelle anzuzeigen, die zur Einsetzung eines Angriffs geeignet war oder an der zur Abwehr eines drohenden Vorstoßes Reserven und Verstärkungen anzusammeln seien. Daß das Flugzeug nebenher, gleichsam gelegentlich einmal, auch Bomben warf oder in der ersten Zeit, als es noch bei Tag marschierende geschlossene Heeresmassen gab, auch Fliegerpfeile, sei nur beiläufig erwähnt, denn der Schaden war weder groß noch nachhaltig.

Bald aber hörte man auch von „Luftkämpfen“. Kaum dürfte man sie eigentlich so nennen. Zufällig begegneten sich einmal zwei feindliche Flugzeuge in der Luft, und sie nahmen einander an, wie zwei brünstige Hirsche, schossen aufeinander los, bis schließlich einer nicht mehr wollte und wieder von dannen flog. Sinn und Zweck aber hatten diese Luftkämpfe eigentlich nicht viel. Der Erfolg war gering, und die eigene Meldung, die meist viel wichtiger war als die Zerstörung eines einzelnen feindlichen Flugzeuges, war dabei viel zu sehr in Gefahr. Der Einzelkampf in der Luft führte selten zu einer wirklichen Abwehr, mit welchem erbitterten Zorn er auch manchmal betrieben worden sein mag. Aber auch die Abwehr der Flieger vom Boden aus erwies sich als wenig erfolgreich. Wohl gelang es ja zuweilen, ein Flugzeug sich herunterzuholen, aber was war das unter so vielen.

Bis von beiden Seiten wirkliche Kampfflugzeuge in die Luft geschickt wurden. Fahrzeuge mit Maschinengewehren und noch stärkeren Feuermitteln darauf. Nun gab es wirkliche Luftkämpfe. Nun wurden Flugzeuge in der Luft von Flugzeugen heruntergeschossen. Nun gab es ein Mittel, den Gegner, der in zweitausend Meter Höhe herangesaust kam, daran zu hindern, die Stellung einzusehen, den Anmarsch frischer Kräfte festzustellen.

Und da bei annähernd gleichen technischen Mitteln, bei gleicher Tapferkeit schließlich doch die zahlenmäßige Ueberlegenheit siegt, so galt es, der Flugeinheit mehrere Einheiten entgegenzustellen, so entstand der *Geschwaderflug*. Mit ihm ist das Flugzeug von seiner Stelle als Hilfsmittel des Strategen herausgetreten, seit seinem Entstehen gibt es einen eigentlichen Luftkrieg, das Flugwesen ist eine selbständige Waffe geworden, der Luftkrieg sucht sich seine eigenen Wege, er bildet sich seine eigene Taktik. Mehrere Flugzeuge erhalten einen gemeinsamen Auftrag, sie bilden Methoden aus, die die gemeinsame, durch abgestuftes einmütiges Handeln gewährleistete Durchführung ihres Auftrages ermöglichen. Der Geschwaderflug ist das neue Ergebnis der Taktik der Luft. Welche ungeheuren Möglichkeiten im Geschwaderflug noch schlummern, kann keiner wissen.

Verschiedenartig können die Ziele und Absichten des Geschwaderfluges sein. Gerade aus der ursprünglichen Verwendung des Flugzeuges ergibt sich eine seiner Hauptaufgaben — aus der Verwendung des Flugzeuges zur Aufklärung. Gelang es nicht, diese Aufklärung vom Boden aus zu verhindern, so muß es möglich sein, sie durch Kampfmittel der Luft unmöglich zu machen. Das einzelne Flugzeug, das kommt, um zu spähen, muß aufgehalten und zurückgescheucht werden. Ihm eine überlegene Kraft entgegenzustellen, das war alles. Und so bildeten sich kleine Geschwader. Es mußte möglich sein, die Front zu sichern durch die Entsendung mehrerer zusammenfliegender und gemeinschaftlich handelnder Flugzeuge, den einzelnen Patrouillengänger in der Luft aufzuhalten. Man konnte regelmäßig eine Anzahl von Flugzeugen ein bestimmtes Frontstück überfliegen lassen. Da die Flugzeuge aber nicht den ganzen Tag, sondern nur eine bestimmte Anzahl von Stunden unterwegs bleiben können, so dürfte eine regelmäßige Ablösung dieser Patrouillen nötig sein, und wir würden schon dadurch den Flugdienst im Kriege vor ganz neue Aufgaben gestellt sehen.

Natürlich fordert ein solcher Abschluß der Luft bei der Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit der Luftaufklärung zu dem Versuch heraus, diesen Kordon zu durchbrechen, und auch der Gegner wird sich genötigt sehen, schon zum einfachen Aufklärungs- und Erkundungsflug mehrere Fahrzeuge anzusetzen, eben um seine Luftsucher in die Lage zu bringen, die feindliche Luftsperre zu durchbrechen. Beides — Sperre und Durchbruchsbestreben — macht auch schon die Verwendung von Kampfflugzeugen in diesen kleinen Geschwadern nötig, und die Nachrichten der letzten Wochen über zahlreichere Luftkämpfe auf allen Teilen der Front und das häufigere Abschießen einzelner Flugzeuge dürften sich aus dem Einsetzen der neuen Verwendungs- und Kampfweise des Flugzeuges erklären. Eine der größten Schwierigkeiten bei diesen kleinen Geschwaderflügen und -kämpfen dürfte die verschiedene Schnelligkeit der Flugzeuge bieten, die sich selbst bei Flugzeugen derselben Bauweise bemerkbar macht; sie dürfte an die Kunst, Geistesgegenwart und Entschlußfähigkeit der Flieger Anforderungen stellen, an die bei dem bisherigen Aufsichalleinangewiesensein des Flugzeuges beim Erkundungsflug, beim Artillerieeinschießen und beim gelegentlichen Bombenabwurf wohl keiner gedacht hat. Ein solches kleines Geschwader muß beisammen bleiben, um wirksam zu sein. Langsamer fliegen kann keiner im Flugzeug, als seine Maschine eben zieht, ebensowenig wie ein Zurückbleibender den Flug seines Vogels zu beschleunigen vermag. Da wird es mancherlei Kunststücke benötigen.

Wie in diesem Herüber und Hinüber der Erkundungsflugzeuge das Geschwader zum Schutze des einzelnen Flugzeuges, zu seiner Deckung gewissermaßen dienen kann, so trifft das natürlich auch für andere Kampfhandlungen zu, die bisher dem einzelnen Flugzeug zugedacht waren und auch in Zukunft vom einzelnen Flugzeug ausgeführt werden müssen. Das gilt zum Beispiel für das Artillerieeinschießen. War bisher nur ein Flugzeug nötig, um die Schüsse und den Einschlag einer Batterie auf das Ziel im Rücken der feindlichen Front zu beobachten und ihr Treffen oder Nichttreffen durch geeignete Zeichen an die Batterie zu melden, so bedarf es seit dem Aufkommen des Geschwaderfluges, seit die Möglichkeit besteht, daß das einschießende Flugzeug in der Luft von mehreren feindlichen Flugzeugen angegriffen wird, auch wieder eines Luftschutzes für den Einschießer, er braucht Deckung durch neben und um ihn fliegende Flugzeuge, die das Herannahen feindlicher Luftgruppen beobachten, sie angreifen und dadurch verhindern, daß der Einschießer bei seiner unentbehrlichen Arbeit gestört wird. Das sind die kleinen Geschwaderflüge und Geschwaderkämpfe, zu denen sich die ursprüngliche Verwendung des Flugzeuges im Kampfe selbst hat heranbilden müssen.

Seit dem ersten Geschwaderangriff auf die Luftschiffwerft am Bodensee, bei dem sechs oder sieben Flugzeuge zum ersten Male als geschlossene Luftgruppe erwähnt wurden, haben immer stärkere „Truppenkörper“, zu Geschwadern vereinigt, versucht, irgendwelche Stadt oder Festung mit Bombenwurf anzugreifen. Auch von deutscher Seite ist man nicht zurückgeblieben. Diese großen Geschwaderflüge — manchmal waren in ihnen bis sechzig Flugzeuge vereinigt — legen nun ungezählte Fragen nahe, wie es möglich sei, die Schwierigkeiten des einheitlichen Handelns solcher Massen von Flugzeugen zu überwinden und sie nach Möglichkeit zum Luftgefechte auszunutzen. Denn mit diesen großen Geschwaderflügen beginnt das eigentlich Neue in der Verwendung des Flugzeuges, die wirkliche *Luftschlacht*. Nicht mehr der Kampf zweier sich zufällig begegnender Adler — nein, die planmäßig vorzubereitende und wie ein Gefecht auf der Erde durchzuführende Schlacht.

Das Flugzeug ist nicht mehr ein strategisches Hilfsmittel. Es ist eine Waffengattung. Mehr als dies: es wird so sehr von den anderen Waffengattungen getrennt, sein Handeln so sehr Selbstzweck, daß es anfängt, neben dem Heere so selbständig zu werden wie die Flotte. Es gibt nun wirklich ein Luftheer, das einer selbständigen Strategie bedarf und sich für diese seine Taktik selbst schaffen muß.

Eine der Hauptschwierigkeiten besteht für den großen Geschwaderflug in dem schon angedeuteten Unterschied in der Geschwindigkeit der einzelnen Flugzeuge. Und die Geschwindigkeitsunterschiede werden sich mehren, da es nicht immer möglich sein wird, in so großen Trupps nur Flugzeuge desselben Typs zu verwenden — ja, die verschiedenen Aufgaben, die selbst innerhalb des Geschwaders dem einzelnen Flugzeug zufallen werden, dürften es vielleicht wünschenswert erscheinen lassen, gerade Maschinen von sehr verschiedener Schnelligkeit zusammenzunehmen. Man kann sich zum Beispiel denken, daß einem zur Luftschlacht aufziehenden Geschwader besonders leichte und rasche Maschinen als Aufklärer vorausgeschickt werden, die, wenn es sich darum handelt, eine feindliche Festung mit Bomben zu belegen, das Geschwader gegen die Entdeckung durch feindliche Flieger, vor einem Ueberfall durch ein feindliches Luftheer zu sichern, die, wenn es der Abwehr eines feindlichen Geschwadervorstoßes gilt, die Aufgabe haben, den Gegner aufzusuchen und dem eigenen Luftheer als Führer zu dienen — genau so wie im Bewegungskampfe auf dem Lande der leichter beweglichen Reiterei die Aufgabe zufällt, den Aufmarsch der Infanteriekolonnen zu verschleiern, zu decken und durch Erkundung zu leiten. Man kann sich denken, daß Kampfflugzeuge den Aufmarsch einer Bombenwerfabteilung zu decken haben — kurz, man kann sich vorstellen, daß gerade Flugzeuge der verschiedensten Art zu einer einheitlichen Kampfhandlung zusammenzuwirken haben. Das alles ergibt Schwierigkeiten und neue Aufgaben für die Kunst des Fliegens, die unseren Kämpfern in der Luft zuerst fremd waren und die nun zu lösen sind.

Zahllos sind auch die Probleme, die sich aus der Frage nach dem Aufmarsch zum eigentlichen Luftkampf ergeben. Hat der Kampf auf dem Lande und dem Meere mit zwei Dimensionen zu rechnen, muß sein Stratege die Breite seines Aufmarsches und die Tiefe seiner Staffelung dem Gelände und der Stärke des Feindes anpassen, um im Kampf im entscheidenden Augenblick überlegen zu sein, so hat der Stratege der Luft drei Dimensionen in Betracht zu ziehen. Ihm gesellt sich zur Breite und Tiefe seiner Front noch ihre Höhe — denn vom Erdboden erstreckt sich sein Kampffeld bis zu einer Höhe von etwa 3000 Metern. Man kann diese Höhenunterschiede nicht vergleichen mit denen des Geländes im Bodenkampf: als „Gelände" tritt für den Luftstrategen noch die Witterung hinzu, die Sichtigkeit der Luft, Nebel, Wolken, Niederschlag, der Wind, seine Richtung und Stärke, Böigkeit der Luft, Tragfähigkeit der Luft, kurz, für unsere Erfahrung noch wenig gekannte, wenig und nur unzuverlässig meßbare Umstände, die hindernd und fördernd wirken können, die je nach ihrer Beschaffenheit verzögern oder beschleunigen, vielleicht die Möglichkeit eines langen Anfluges gewähren, vielleicht sie verkürzen oder den Leiter zwingen, seine Kampfschar enger zusammenzunehmen, um sie nicht auseinanderfallen zu lassen. Nach alledem wird der Aufmarsch auch wieder ein ganz anderer sein, als der einer Flotte auf dem Meer. Denn ein Geschwader in der Luft muß anders gestaffelt, anders gruppiert sein, um im Falle eines Gefechtes möglichst überlegene Gruppen von Kämpfern in den Kampf zu bringen.

Wird es dazu nötig sein, die Flugzeuge in der Höhe und Tiefe verschieden zu staffeln? Wird es vielleicht gut sein, ein Geschwader ähnlich aufzubauen, wie Störche oder Enten ihre Flugketten bilden? Gibt eine dieser Flugformen die Möglichkeit, schneller eine Gefechtsform zu entwickeln, als die anderen?

Das alles sind Fragen. Fragen, von denen die Notwendigkeit, in der Luft Schlachten zu liefern, gewiß schon ein gutes Teil gelöst hat. Aber ihre Stellung im Zusammenhange zeigt, welche Schwierigkeiten, welche eigenartigen Aufgaben für neues Denken auch unserer jüngsten Truppe, der Fliegerei, in diesem ihrem ersten Krieg erwachsen sind.

Führende Männer im Weltkrieg

26. General Kuropatkin

Das russische Heer hatte bei Beginn des Weltkrieges vor denen der anderen europäischen Mächte einen großen Vorteil voraus. Es war bereits durch den anderthalbjährigen Kampf gegen Japan 1904—05 mit dem modernen Krieg, mit seinen meilenlangen Fronten, seinen Schützengräben, seinen vieltägigen Schlachten, seinen monatelangen Stellungskämpfen vertraut geworden. Doch der Krieg in der Mandschurei war für Rußland unglücklich verlaufen, und so hat man von den Generalen, die dort kommandierten, nur einem einzigen beim Anfang des jetzigen Krieges eine Armee anvertraut, dem schneidigen Reitergeneral Rennenkampf, der in der Mandschurei im Gegensatz zu dem vorsichtigen Höchstkommandierenden gestanden hatte. In der ersten Masurenschlacht mußte Rennenkampf freilich die Erfahrung machen, daß Hindenburg die Strategie des modernen Krieges noch besser verstand als die japanischen Generale — und seitdem hörte man nichts mehr von ihm. Dagegen ist jetzt, nachdem noch mancher andere russische Feldherr vom europäischen Kriegsschauplatz verschwunden ist, endlich doch Rennenkampfs einstigem Vorgesetzten seine wiederholte Bitte erfüllt und ihm ein wichtiges Kommando anvertraut worden.

Mit 68 Jahren tritt so Alexej Nikolajewitsch Kuropatkin aus dem erzwungenen elfjährigen Ruhestand wieder in das russische Heer ein. General Kuropatkin hat in ihm eine gute militärische Schule durchgemacht. Geboren am 29. März 1848, kam er 1864 in das turkestanische Schützenbataillon und machte von 1865—1868 den turkestanischen Feldzug mit, der durch die Eroberung von Samarkand seinen Abschluß fand. Der Führer war General Konstantin Kaufmann, der geniale Deutsch-Russe, den man nicht mit Unrecht den „Bismarck und Moltke Zentral-Asiens" genannt hat. Kuropatkin vollendete dann auf der Nikolai-Akademie des Generalstabs in Petersburg seine militärisch-kriegswissenschaftliche Bildung und wurde von der russischen Regierung nach Algier geschickt, wo er die französischen Truppen bei einer schwierigen Expedition nach der Wüste Sahara begleitete. Darauf finden wir ihn wieder in Zentral-Asien. Im Feldzug gegen Kokand erwarb er sich durch seine Unerschrockenheit die Gunst von Kaufmanns nicht weniger berühmtem Nachfolger Skobelew. Schon nach der Rückkehr von Algier hatte er seine seitdem sehr fruchtbare wissenschaftliche Tätigkeit mit einem Buch über Algier begonnen. Jetzt entdeckte man auch diplomatische Fähigkeiten an ihm. Er wurde 1867—77 an der Spitze einer Gesandtschaft zu dem Herrscher von Kaschgar in Ost-Turkestan, Jakub Beg, geschickt; ein Krieg mit der Türkei stand bevor, und Rußland lag viel an der Neutralität der kleinen, noch unabhängigen Staaten Mittel-Asiens. Es gelang Kuropatkin denn auch, mit Jakub Beg einen günstigen Vertrag abzuschließen. In einem Buch „Das Kaschgar-Land" legte er die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reise nieder.

Inzwischen war der Türkenkrieg ausgebrochen. Kuropatkin nahm an ihm teil als Stabschef Skobelews, der seine Furchtlosigkeit, seinen Fleiß und seine Zuverlässigkeit zu rühmen wußte. Bei einem der Stürme auf Plewna wurde er durch einen Granatsplitter am Kopfe verletzt und bei dem berühmten Uebergang über den Schipkapaß so schwer verwundet, daß er den Kriegsschauplatz verlassen mußte. Den Feldzug, soweit er Skobelews Heeresteil betraf, beschrieb er im Auftrag des russischen Generalstabs. Außerdem verfaßte er über den ganzen Krieg drei Bände „Kritische Rückblicke". Die freimütige Kritik, die er hier an der Heeresleitung übte, schadete seiner Laufbahn nicht. Er wechselte zwischen Posten im Großen Generalstab und bei der Truppe in Turkestan. Als Generalstabschef Skobelews machte er hier 1880—81 den Feldzug gegen die kriegerischen Tekinzen und die in der Kriegsgeschichte Mittelasiens entscheidende Erstürmung ihrer befestigten Hauptstadt Geok Tepe mit. 1890—1897 verwaltete er als Militär- und Zivil-Gouverneur die Provinz Transkaspien. 1897 kam er wieder nach Petersburg zurück, nunmehr als Kriegsminister.

Von wie hoher Warte Kuropatkin sein neues einflußreiches Amt auffaßte, zeigt die geheime Denkschrift, die er 1900 an den Zaren richtete. Sie ist später bekannt geworden

und eines der grundlegenden Schriftstücke aus dem Lager unserer Nachbarn und Feinde, die wir Deutsche gut tun werden, immer wieder zu lesen. Kuropatkin geht davon aus, daß die Bevölkerung des russischen Reiches im 20. Jahrhundert auf 400 Millionen Köpfe anwachsen werde. Deshalb müsse Rußland nach dem Besitz jederzeit brauchbarer Häfen am Mittelmeer, am Indischen und am Stillen Ozean streben. Im Besitz solcher Häfen, dazu der sibirischen Bahn und seiner unerschöpflichen Hilfsquellen werde Rußland im Welthandel der gefürchtetste Mitbewerber für alle anderen Völker werden. Deshalb könne es sein Ziel nicht erreichen, ohne erfolgreiche Kriege gegen England, Deutschland, Oesterreich, die Türkei, Japan und China. In erster Linie forderte Kuropatkin daraufhin Verstärkung der Truppen an der Westgrenze, also gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Er drang aber nicht durch gegenüber der Partei des Admirals Alexejew, welche die Ausdehnung nach Osten für die notwendigere hielt und dadurch zum Kriege gegen Japan trieb. Der Kriegsminister fand sich auch in diese Wendung. Im Frühjahr 1903 inspizierte er die Truppen in Ostasien, und bei der Kaiserparade in Port Arthur am 19. Mai 1903 sprach er die stolzen Drohworte an Japans Adresse: „My gotowy, wir sind bereit!"



General Kuropatkin
der neue Führer der russischen Nordarmeen

Im Februar 1904 brach der Krieg aus, und es war wohl der höchste Augenblick in Kuropatkins Leben, als er nach seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber vom Moskauer Bahnhof in Petersburg zur Armee abreiste, umjubelt von den siegesgewissen Volksmassen. Doch es kam bekanntlich — anders.

Schon in der ersten großen Schlacht bei Liao-jang versagte Kuropatkin. Statt die japanischen Heeresteile, die sich aus dem Mandschurischen Gebirge herauswanden, einzeln anzupacken, ließ er ihre Vereinigung zu und erwartete sie in der Ebene in befestigter Stellung. Statt hier, nachdem der erste stürmische Frontalangriff der Japaner gescheitert war, seine Reserven auf einmal zum kräftigen Gegenstoß gegen die Flanken des Feindes anzusetzen, verzettelte er sie nach und nach an der ganzen Front. Endlich mußte er, um der verhängnisvollen Umgehungsbewegung der Japaner auszuweichen, den Rückzug antreten. Nach vier Wochen der Erschöpfung, während deren die Russen Verstärkungen heranzogen, folgte die zweite große Schlacht am Schaho. Kuropatkin begann in einer bis dahin unerhörten Frontlänge von 55 Kilometern den Angriff, um den rechten Flügel der Japaner zu umfassen; aber er war matt und unentschlossen geführt und der energische Gegenstoß der Japaner auf dem anderen Flügel warf die Russen in ihre alte Stellung zurück. Der Zweck des Vorstoßes, der Entsatz der Festung Port Arthur, war gescheitert, Port Arthur fiel, und vier Monate lang lagen sich die Heere in befestigten Stellung und Schützengräben gegenüber — der erste Stellungskrieg großen Stils in der modernen Kriegsgeschichte. Er endigte durch die Initiative der Japaner. In der Schlacht von Mukden (1. bis 10. März 1905) gelang es ihrem rechten Flügel, die Rückzugslinie der Russen zu bedrohen. Das schwer erschütterte russische Heer mußte die Hauptstadt der Mandschurei preisgeben und sich in die nächste Verteidigungslinie vor Charbin zurückziehen. Jetzt wurde Kuropatkin abgesetzt, aber sein Nachfolger Linjewitsch war nicht glücklicher im Landkrieg, und nachdem der Seekrieg bei Tschuschima noch ungünstiger für Rußland geendet hatte, schlossen die erschöpften Gegner Frieden.

Kuropatkin war zwar der Ansicht, daß man durch längeres Durchhalten die Japaner hätte mürbe machen und einen Umschwung herbeiführen können. Aber niemand hörte mehr auf den geschlagenen Feldherrn. Das Urteil über ihn stand jetzt fest bei Freund und Feind. Man erkannte an, daß er ein tüchtiger Organisator und Verwaltungsmann, ein gelehrter, kenntnisreicher Militärschriftsteller und Militärlehrer sei. Aber den entscheidenden Blick des Feldherrn, der die strategische Lage blitzartig überschaut und mit rücksichtsloser Energie die notwendigen Entschlüsse faßt und durchführt, den sprach man ihm ab. Es war nicht Kuropatkins Art, sich hierbei zu beruhigen. In einem vierbändigen Werk über den Krieg rechtfertigte er seine Heerführung und erhob gegen die Unterführer Rennenkampf, Kaulbars, Griepenberg schwere Beschuldigungen. Da das Buch überdies geheime Staatsakten, wie jenen Bericht an den Zaren veröffentlichte, so wurde es in Rußland unterdrückt. Für das nicht-russische Publikum kam diese Maßregel jedoch zu spät. Es war schon ein englischer Auszug aus dem Werk erschienen, der als „Kuropatkins Memoiren" auch ins Deutsche übersetzt wurde.

Schon dieses Buch zeigt den Umschwung in den weltpolitischen Ansichten des besiegten Heerführers, die noch mehr in seinem 1910 erschienenen dreibändigen Werk „Rußland für die Russen, die Aufgaben der russischen Armee" zutage tritt. Es hatte auf Kuropatkin doch einen tiefen Eindruck gemacht, daß Deutschland und Oesterreich-Ungarn, die er mit so feindseligen Augen betrachtete, während des japanischen Krieges die günstige Gelegenheit gegen Rußland in keiner Weise ausgenutzt hatten. So verlangte er jetzt, daß Rußland sich dankbar erweise und im guten Einvernehmen mit den Zentralmächten und der Türkei bleibe. Er verurteilte die panslawistische Wühlerei in Galizien, er warnte vor der russischen Hetze gegen Oesterreich in Serbien und prophezeite: „Wenn Rußland dieser Einmischung in eine ihm fremde und zu gleicher Zeit für Oesterreich ein nahes Lebensinteresse bildende Sache nicht ein Ende setzt, so kann man im 20. Jahrhundert der serbischen Frage wegen einen Krieg zwischen Rußland und Oesterreich erwarten."

Als der Weltbrand dann wirklich von Serbien aus aufflammte, stellte sich Kuropatkin seinem Vaterland zur Verfügung. Zunächst vergeblich; erst die Erfahrung, die man im ersten Kriegsjahr machte, veranlaßte Rußland, das Urteil über den „Organisatior der Rückzüge", wie Kuropatkins persönliche Gegner ihn nannten, zu revidieren. Im September

1915 forderte eine angesehene Zeitung, die „Birschewija Wjedomosti", man solle das Talent eines der wenigen wirklich großen Strategen Rußlands nicht ungenutzt lassen; im November hieß es, er sei zum Führer gegen Bulgarien bestimmt, im Dezember, er solle Gouverneur von Petersburg werden. Am 28. Februar ist seine Ernennung zum Oberkommandierenden an der Nordfront erfolgt.

Die deutschen Führer, denen Kuropatkin sich hier gegenüber befindet, sind Hindenburg und sein Generalstabschef Ludendorff. Wir können es, ohne den erfahrenen kenntnisreichen Gegner zu unterschätzen, doch wohl abwarten, ob er solchen Strategen gegenüber erfolgreicher sein wird, als vor ihm die Rennenkampf, Samsonow, Sievers und Rußki.

Dr. W. H.

Wie wir zwei Dampfer erbeuteten und nach Zeebrügge brachten

Von Kapitänleutnant Günther Georg Freiherrn von Forstner*)

Es war ein grauschwerer nebeliger Morgen. Bei fast völliger Windstille lagerte auf der glatten Flut in langen dicken Schwaden der Morgennebel, der noch immer und immer nicht der aufsteigenden Morgensonne wich.

. . . Endlich zerteilte sich der Nebel etwas, und im Abstande von einigen Seemeilen wurde ein Dampfschiff sichtbar, auf das sofort zugesteuert werden konnte.

Schnell lief es vor uns her, doch gar bald erkannten wir, daß wir ihm näher kamen, und nicht lange sollte es dann noch dauern, bis wir in ihm ein Schiff der uns wohl bekannten holländischen Batavier-Linie erkennen konnten.

Sein Kurs führte zur englischen Küste, zur Ansteuerung des vor der Themse liegenden Feuerschiffes, wie unschwer festzustellen war, sobald wir ihm in seinem Kielwasser folgten. Es war also klar, daß der Dampfer angehalten und untersucht werden mußte. Ließ sich doch mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß er mit verbotener Ladung zu einem englischen Hafen strebte.

Bald sahen wir, daß wir ihn in kurzer Zeit überholt haben würden, die Warnungsschüsse mit der Kanone konnten wir uns daher ersparen für spätere nützlichere Zwecke; denn mit Munition müssen wir gut haushalten. Wenn es ohne Munitionsverbrauch geht, um so besser.

Nach ungefähr dreiviertelstündiger Jagd betrug unser Abstand ungefähr nur noch tausend Meter. Da sah der Kapitän des holländischen Dampfers die Nutzlosigkeit weiteren Entlaufens vernünftigerweise ein und stellte sich zur Untersuchung. Gleichzeitig ließ er ein Boot mit seinem Ersten Offizier zu Wasser, der auf mein Geheiß mit den Schiffspapieren zu uns an Bord kam. Daraus war sofort ersichtlich, daß es sich um den holländischen Dampfer „Batavier IV.", nach London bestimmt, handelte. Die Ladung umfaßte in der Hauptsache Lebensmittel, also Bannware. Der Dampfer unterlag der Aufbringung. Es mußte versucht werden, ihn nach einem der von uns besetzten belgischen Häfen einzubringen.

Es war zwar derartiges von einem U-Boote bisher noch nicht gemacht worden, doch weshalb sollten wir es nicht versuchen. Gewiß galt es eine weite Strecke über See zurückzulegen, in einer Gegend, wo jederzeit englische Kriegsfahrzeuge auftreten konnten und in der sie auch fortgesetzt ihre Streifzüge ausführten, doch vielleicht ging es gut, und dann war es ein schöner Fang. „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt!" sagten wir uns, und dann kam uns ja das noch immer unsichtige Wetter zustatten.

Kurz entschlossen wurde dem Offizier des Schiffes daher bedeutet, daß sogleich ein Prisenkommando zu ihm an Bord gesandt werden würde, das den Dampfer nach dem Hafen Zeebrügge als deutsche Prise einbringen sollte.

Recht erstaunte Augen machte er, doch sparte er sich eine Entgegnung, denn die geladenen, auf den Dampfer gerichteten Geschütze und das sich klarmachende Prisenkommando, das die geladenen Revolver nochmals vor seinen Augen untersuchte, ließen es ihm nicht ratsam erscheinen, irgendeine Widerrede zu versuchen.

Unser ganzes Prisenkommando bestand aus einem Seeoffizier und einem Matrosen. Mehr von meinen Leuten konnte ich schlecht entbehren, und falls die Engländer uns unterwegs mit überlegenen Streitkräften den Dampfer wieder „abhaken" würden, so waren wenigstens nicht allzu viele Leute von uns mit aufgegriffen worden.

Manches Winkersignal wurde zwischen uns und dem Prisenkommando gewechselt, da der sehr vorsichtige holländische Kapitän immer neue Bedenken geltend zu machen versuchte, die ich erst durch meine Antworten zerstreuen mußte. Schließlich ging's dennoch vorwärts, und ruhig folgte uns der Prisendampfer mit schneller Fahrt im Kielwasser.

Nach einer guten Stunde Weges, als sich auch ein jeder auf dem Prisendampfer befindliche Passagier wohl allmählich in sein Schicksal gefügt hatte, tauchten plötzlich achteraus von uns, von Osten kommend, wiederum Rauchwolken auf. Bald konnten wir aus dem Auswandern dieser Rauchwolken erkennen, daß wir einen auf die englische Küste zulaufenden Dampfer in Sicht hätten.

Zu verlockend war natürlich der Gedanke, vielleicht gar noch einen zweiten Dampfer als Prise einbringen zu können.

Immerhin war es nicht ganz unbedenklich, den ersten Dampfer für Stunden allein mit dem schwachen Prisenkommando zurückzulassen, denn wieder würde die Jagd lange dauern können, und dann war es auch fraglich, ob es noch möglich wäre, auch nur den ersten Dampfer vor Einbruch der Dunkelheit in den schützenden Hafen hineinbringen zu können. Wie leicht konnte er in der Dunkelheit, bevor wir ihn wieder eingeholt hatten, nach einem benachbarten holländischen Hafen entschlüpfen. Auch konnte er sich etwa unter den Schutz holländischer Kriegsschiffe oder Bewachungsfahrzeuge stellen, und dann wäre wiederum eine neue schwierige Lage entstanden. „Besser den Sperling in der Hand als die Taube auf dem Dache!" dachte auch ich daher zunächst, bis ich auf Grund eigenen Beschauens des neuerdings gesichteten Dampfers, wie auch ermuntert durch die Beteuerungen meiner um mich stehenden Offiziere: „Es ist doch aber so ein schöner Dampfer!" mich kurz entschloß, den Versuch zu wagen. Schnell erhielt der erste Dampfer Befehl, mit mäßiger Fahrt auf dem alten Kurse weiterzufahren. Wir wollten wieder nachkommen, nachdem wir den anderen Dampfer untersucht hätten.

So verließen wir in eilender Fahrt unseren ersten Prisendampfer und fuhren der Nummer Zwei entgegen, um ihr den Weg nach der englischen Küste zu verlegen.

Schon bald — nach nur halbstündiger Jagd — konnten wir unseren Signalbefehl zum Beidrehen dem Dampfer übermitteln, der gleichfalls die holländische Flagge gesetzt hatte und auch an der Bordwand die holländischen Farben zeigte.

Er sah das Nutzlose eines Fluchtversuches sofort ein und sandte auf unseren weiteren Signalbefehl unverzüglich ein Boot, in dem der Kapitän selbst mit seinen Schiffspapieren kam. Nicht sonderlich erfreut über unsere Begegnung schien er auch zu sein. Er war persönlich zu uns herübergekommen, weil er wohl hoffte, noch selbst am besten sich einer Aufbringung entziehen zu können.

Hierin mußte er allerdings gleich eine traurige Enttäuschung erleben, da ich ihn sofort nach Einsicht in seine Ladepapiere — Eierladung nach London bestimmt — auffordern mußte, mir auch nach einem Hafen Flanderns zu folgen.

Das schon bereitgehaltene Prisenkommando, wiederum ein Seeoffizier und diesmal ein Heizer, da ich keinen Matrosen weiter entbehren konnte, bestieg sein Boot. In sein Schicksal ergeben, nahm auch der Kapitän wieder darin Platz, um seinem Dampfer zuzusteuern. Einige auch von ihm vorgebrachte Befürchtungen über Minengefahr wußte ich schnell zu zerstreuen. Wohlweislich behielt ich die Papiere des Dampfers an Bord zurück, da ich so einige Gewähr dafür hatte, daß er treu bei mir bleiben würde. Es war der holländische Dampfer „Zaanstroom".

Gleich begann die Fahrt zurück zu unserem vor eineinhalb Stunden verlassenen ersten Dampfer, den wir auch bald darauf wieder auf dem alten Kurs einholten.

Ob wohl an Bord des ersten Dampfers Freude darüber geherrscht hat, einen Landsmann als Mitleidtragenden begrüßen zu können? Ich weiß es nicht. Wohl aber weiß ich, daß nunmehr beide, und zwar wegen der eingebildeten Minengefahr, nicht vorn fahren wollten. Jeder sagte: „Laß den andern nur vorne fahren, dann kommt der zuerst auf die Minen!" Und diesen Wunsch versuchte jeder dadurch zur Ausführung zu bringen, daß er durch Schlagen eines Kreises hinter dem anderen zurückblieb.

Wer beurteilen kann, was es an und für sich heißt, zwei Handelsdampfer dicht hintereinander fahren zu lassen, bei

---

* Aus dem Buche: „Als U-Boots-Kommandant gegen England." (Verlag Ullstein u. Co.) Preis 1 Mk.

wesentlich verschiedenen Geschwindigkeiten, wird die Schwierigkeiten verstehen, die es mir bereitete, in dieses Geschwader Ordnung hineinzubringen, zumal gerade der am schnellsten fahrende Dampfer die meiste Lust verspürte, hinten zu bleiben.

Uns blieb zunächst nichts anderes übrig, als durch energische Signalbefehle unseren Willen durchzusetzen zu versuchen. Wie ein Schäferhund seine Herde umkreist, mußten wir unter fortwährendem Herumfahren um beide Dampfer den einen zum Weiterfahren mit höchster Fahrt anspornen und den schnelleren zum Mäßigen der Geschwindigkeit anhalten.

Je mehr wir uns nun der Küste näherten, desto dichter lagerte noch der Nebel auf dem Wasser, eine Erscheinung, die wir sehr häufig auf See erleben. Vorsichtig aber mußten wir uns der Küste nähern. Wir selbst fuhren mit dem U-Boote voran, um die beiden Dampfer zu führen und ihnen jede weitere Furcht vor einer Minengefahr zu benehmen.

Zum Glück ging alles klar, und nach schöner, mehrstündiger Fahrt konnten wir mit Freude die ersten deutschen Wachtschiffe vor dem Hafen von Zeebrügge begrüßen. Die Molen und Leuchtturm winkten uns durch den nur leichten Schleier des Nachmittagsnebels von ferne schon entgegen.

Schnell wurden die beiden Dampfer dem uns entgegengesandten Wachkommando der Hafenbehörden übergeben, deren Obhut und weiterer Bewachung sie nunmehr anvertraut sein sollten. Unser Werk für heute war erledigt, und froh konnten wir nach getaner Arbeit selbst in den Hafen eilen.

Da lag sie vor uns, die gewaltige, mehrere Kilometer lange steinerne Mole des künstlichen Hafens von Zeebrügge, dereinst aufgebaut unter der Regierung Leopolds II. mit englischem Gelde. Viele, viele Millionen hat sie verschlungen. Anderen Zwecken hatte sie nach den Plänen ihrer Erbauer dienen sollen . . .

Trutzig sahen wir die Schlünde deutscher Geschütze und Maschinengewehre herüberlugen über den obersten Rand der Mole nach See zu! Weit geöffnet schienen ihre Mäuler dem von hoher See aus erwarteten Gegner entgegen zu gähnen. Sie schienen kaum abwarten zu können, daß er auch ihnen Gelegenheit gäbe, ihr Wort mitzusprechen, wie ihren großen und kleinen Brüdern, weiter landeinwärts, in den vorderen Reihen der Westfront, deren dumpfe Stimme von weit her mit grimmig grollendem Donnern zu vernehmen war.

Auf der Mole weiter noch ein ganz anderes Bild!

Nicht wimmelte es hier von englischen Truppen, die Eduard VII. und seine Helfershelfer so gern hier aus den dicken Bäuchen der englischen Transportschiffe zum Durchmarsche durch das neutrale Belgien ausgeladen hätten, um unserem deutschen Vaterlande einen unerbetenen Besuch abzustatten.

Nein! Kopf an Kopf standen hier unsere braven Feldgrauen der Armee und Marine dicht beieinander. Alle Waffengattungen und Uniformen der deutschen Besatzungstruppen waren vertreten. Alle, deren Zeit es erlaubte, waren herbeigeeilt, um von der äußersten Molenspitze unserem Einlaufen, das sich schnell herumgesprochen hatte beizuwohnen. Ein jeder wollte uns und das ungewohnte Schauspiel des Einbringens zweier Prisenschiffe gern selber mitansehen. Sie ahnten zwar noch nicht, daß sie selbst bald von den leckeren, in den weiten Laderäumen der Dampfer verstauten Sachen würden kosten dürfen, und sie ahnten alle noch nicht, daß ihnen gerade von den Ladungen dieser Dampfer eine besondere Osterfreude bereitet werden sollte. Sie wollten nur uns eben aus der deutschen Heimat gekommene Kameraden begrüßen und willkommen heißen auf dem von ihnen eroberten feindlichen Grund und Boden.



Zeichnung von W. Trier (Lustige Blätter)

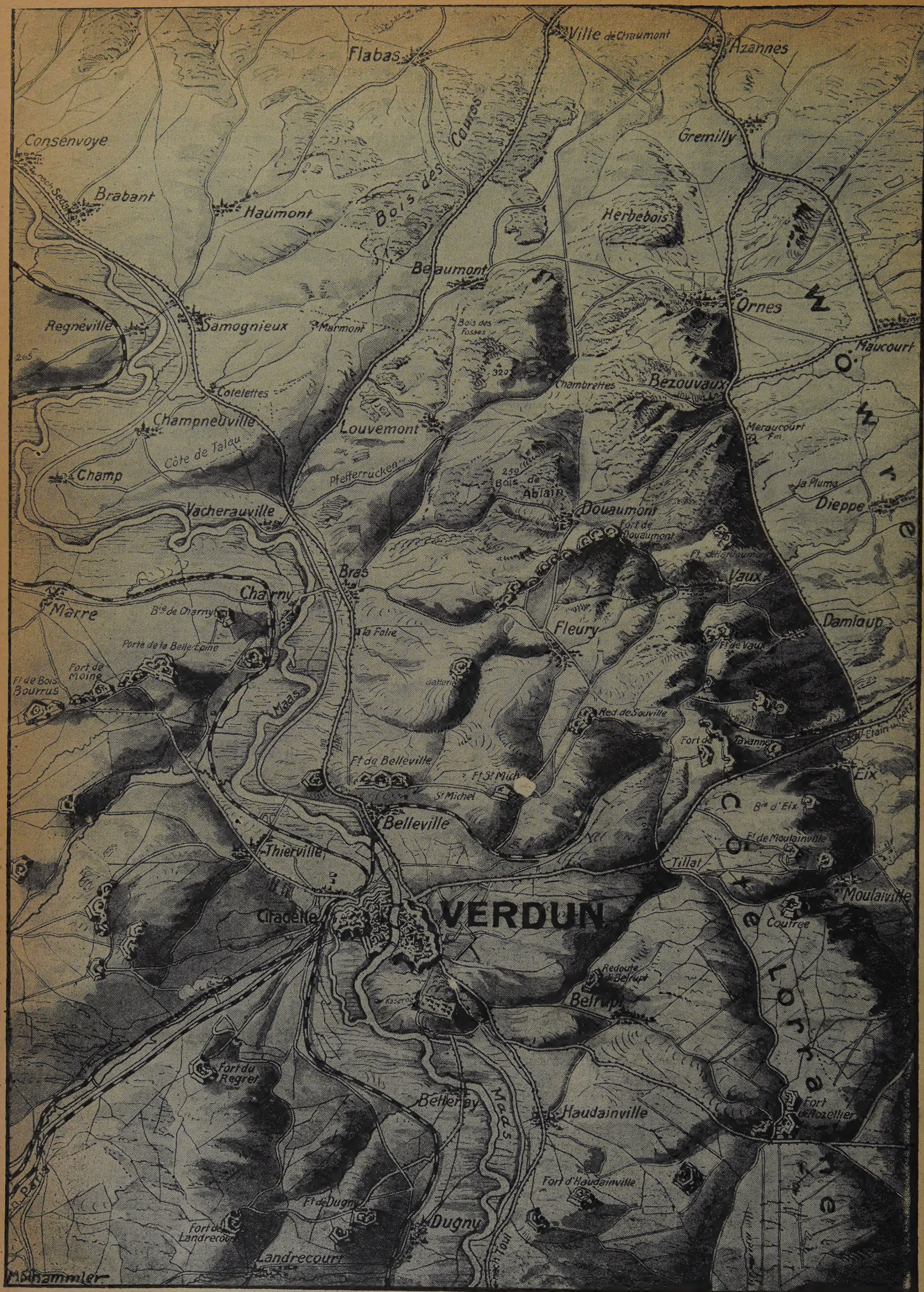
Kurze Zeit nach dem Festmachen der Schiffe ließ sich der Kapitän des einen der beiden Dampfer, von zwei Posten begleitet, bei mir melden. Ich empfing ihn bei mir an Bord und freute mich, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Nachdem wir einige dienstliche Fragen erledigt hatten, sprachen wir bei einem Gläschen Portwein, das wir nach der aufregenden Seefahrt wohl verdient hatten, über die Erlebnisse des Tages. Verständlicherweise gab er natürlich seiner Betrübnis Ausdruck, was ich ihm nachfühlen konnte. Außer allen persönlichen Unannehmlichkeiten hatte er wohl auch eine pekuniäre Einbuße zu erwarten. „Ich bin nun so ein großer Dampfer und Sie kleines Biest müssen mich kapern!" waren seine Worte, über die er nicht hinwegzukommen schien. Im übrigen fügte er sich in sehr anzuerkennender Weise in das Unvermeidliche und versuchte, so gut es ging, Trost zu finden. Ich glaube dabei, nicht mit Unrecht aus seinen Worten eine gewisse Freude entnommen zu haben, darüber, daß er einen mitleidenden Landsmann in dem Kapitän des anderen Dampfers gefunden hatte. „Geteiltes Leid ist halbes Leid" galt auch wohl für ihn, und so trennten wir uns dann mit kräftigem Händedruck in aller Freundschaft. Jeder war überzeugt, daß der andere auch nur seine Pflicht und Schuldigkeit getan habe.

* * *

. . . Inzwischen hatte das Ausladen unserer Prisenschiffe begonnen. Die Rechtmäßigkeit des Aufbringens und der Einziehung von Schiff und Ladung erfolgt durch ein regelrechtes Gerichtsverfahren unserer Prisengerichte. Dieses Verfahren erfordert natürlich eine gewisse Zeitdauer. Da aber unsere Dampfer alle mehr oder minder verderbliche Lebensmittel an Bord hatten, mußten diese schon vor Abschluß des langweiligen gerichtlichen Verfahrens so schnell als möglich entladen und verwertet werden. Auf höhere Anordnung begann die Entladung der Dampfer, zunächst auf Rechnung unseres Prisengerichtes. Hätte das Prisengericht später die Rechtmäßigkeit der Aufbringung verneinen müssen, so wäre der Wert der Waren den Besitzern durch das Deutsche Reich zurückerstattet worden. Dieses trat, wie von vornherein zu übersehen war, zum Glück nicht ein.

Munter rasselten die Dampfwinden der beiden Schiffe, und immer neue Kisten, Säcke und Ballen wurden aus den geöffneten Laderäumen der Dampfer ans Tageslicht befördert und zur Weiterentsendung auf die auf der Mole vor ihnen bereitstehenden Eisenbahnzüge verladen.

Gewaltige Mengen ausgeschlachteter Schweine und Hammel — ihre Menge habe ich nicht zählen können — mächtige Kiepen mit lebenden Aalen und geschlachteten Enten wurden auf die gleich zu den einzelnen Truppenteilen adressierten Eisenbahnwagen geladen, während dazwischen große Fässer schönen Amsterdamer Bieres „nach Münchener Art" hinaufgerollt wurden. Vor allem aber machte es unseren Leuten Spaß, die kolossalen Eierkisten für ihren Truppenteil zu empfangen. Waren doch gerade Eier ein nicht allzu häufig auf ihrem Speisezettel stehendes Nahrungsmittel, außerdem winkte in einigen Tagen ja das liebe Osterfest, wo man diese Eier wohl gut und gern verwerten konnte. So sollte es auch kommen. Jeder Mann der im Norden stehenden Armee bekam, wie wir später von Kameraden hörten, zum Osterfeste bis zu acht Eiern aus diesen Ladungen. Sollte einer oder der andere Angehörige dieser Armee jedoch hierbei schlechter wegekommen oder gar gänzlich leer ausgegangen sein, so bitte ich, uns nicht dafür verantwortlich zu machen. Das ist sein Pech gewesen, und Ostern kommt bald wieder. . . .



Verdun

Druck und Verlag: Ullstein & Co., Berlin SW 68. — Verantwortlich für die Redaktion: Julius Elbau, Berlin-Tempelhof
Bestellungen bei den Buchhandlungen sowie bei den Geschäftsstellen des Verlages Ullstein & Co. Hauptvertriebsstelle: Berlin SW 68, Kochstr. 22/26.